OLZ

XXXVI / 4 APRIL 1933

Eduard Meyers letztes Werk[1].

Von Max Pieper.

Das Bernayssche Wort, daß große Geschichtswerke das Schicksal haben, nicht fertig zu werden, gilt leider auch für Ed. Meyers Geschichte des Altertums. Seien wir indessen froh, daß wenigstens die israelitische und phönizische Geschichte neu vorliegt, ein Gebiet, woran der Verfasser mit besonderer Liebe hing.

Im vorliegenden Bande steht vorher noch ein Abschnitt über die Geschichte der XX. Dynastie in Ägypten. M. hatte vorher in seiner Rede: Gottesstaat, Militärherrschaft und Ständewesen in Ägypten (Berliner Akademie-Sitzungsberichte 1928) eine kurze Sonderbehandlung gegeben. Freudig wird man überrascht, wenn man M.s Ergebnisse über diese problematische Zeit liest, gewonnen nicht so sehr durch Vermehrung des Materials, sondern durch den umfassenden Blick des Universalhistorikers. Friedlich, ohne Erschütterung hat sich der Vorgang vollzogen, der an Stelle des Ramessidenreiches den ersten Gottesstaat der Weltgeschichte setze. (Ein Beweis dafür: Herihor, der erste König der XXI. Dynastie, verzichtet auf einen Thronnamen und nennt sich statt dessen nur „Hohenpriester des Amon", er will gar nicht mehr ein Pharao sein, wie seine Vorgänger, sondern nur „Diener des Gottes". Parallelen liegen nahe.)

Leider hat M. nicht mehr ausführen können, wie sich der letzte nationalägyptische Staat, die Saiten, mit der Theokratie abfand. Aber eins hat er angebahnt, die Auseinandersetzung mit der griechischen Überlieferung. Er weist (S. 42ff.) auf die merkwürdigen Abschnitte Diodors über das ägyptische Königtum hin, die aus Hekataios von Abdera stammen, die bisher als eine Art kulturphilosophischer Roman behandelt wurden. M. weist nach, daß die bei Diodor vorliegenden Anschauungen echt ägyptisch sind, daß Hekataios im wesentlichen das Ideal wiedergibt, das den Begründern des Amonsstaates vorschwebte. Das alles ändert die Einschätzung der griechischen Überlieferung, in der die heutige Generation aufgewachsen ist.

Vor allen Dingen hat man erkannt, daß das Ägypten der Griechen nicht das der Pyramiden-, auch nicht der Ramessidenzeit ist. Die einheimischen Quellen sind dürftig, die Erschließung der demotischen Texte, die bisweilen überraschende Übereinstimmung mit den griechischen Quellen zeigen, hat erst begonnen. Das späte Ägypten war nicht so spröde gegen das Ausland, wie man lange meinte, die Erschließung des Petosirisgrabes, wahrscheinlich, wie Spiegelberg meinte, des berühmten Astrologen, zeigt die Übernahme griechischen Stils handgreiflich, die babylonische Astrologie wurde in hellenistischer Zeit übernommen. Dringend erwarten wir die Neuausgabe der Wiener Bocchorisfragmente, um die Gestalt des weisen Richters Spätägyptens erfassen zu können. So wird auch die Zeit kommen, wo die griechischen Berichte über Ägypten zwar nicht als bare Münze genommen, wo aber die ägyptische Grundlage zugegeben wird.

Auf Ägypten folgt Phönizien; von der einstigen Hochschätzung dieses Volkes ist herzlich wenig geblieben. Unter M.s Kritik bleibt von den phönikischen Kolonien im ägäischen Meer überhaupt nichts: Kadmos und Europa sind griechische Gestalten, von den Kabiren in Samothrake ist höchstens der Name phönikisch. Die alte Auffassung, die die Phöniker vom persischen Meer kommen läßt, ist wertlose Theorie später griechischer Schriftsteller, die früher allgemein angenommenen Ansiedlungen der Phöniker in Etrurien werden angezweifelt. Auf Cypern erkennt M. nur 2 Gründungen als phönikisch an, Kition und Lapethos. Verblüffend wirkt die Feststellung (S. 113, Anm.), daß die Phöniker nur zweimal in der Ilias, fünfmal in der Odyssee erwähnt werden. Phönikische Ansiedlungen kommen bei Homer nicht vor.

Das, was wir gemeinhin Kunst nennen, haben die Phöniker überhaupt nicht. Die phönikische Kunst wird in Parallele gestellt zu den Kopien chinesischer und ägyptischer Vorbilder seit dem XVIII. Jahrhundert. Diese Parallele mit neuzeitlichen Fälschungen — etwas anderes ist es nicht — chinesischer und ägyptischer Vorbilder halte ich für vollkommen richtig,

1) **Meyer**, Eduard: Geschichte des Altertums. 2., völlig neubearb. Aufl. II. Bd. 2. Abt.: Der Orient vom 12. bis zur Mitte des 8. Jahrh. Aus dem Nachlaß hrsg. von Hans Erich Stier. Stuttgart: Cotta 1931. (V, 460 S.) 8°. RM 19—; Lw. 22—.

falls man nicht die Chinoiserien des XVIII. Jahrhunderts darunter versteht, die haben den echten Reiz des Rokoko, wie ihn China doch nicht kennt. Man gehe die phönikischen Stücke im einzelnen durch. Man sehe, was aus der altägyptischen Palmette geworden ist, wie jedes, aber auch jedes Gefühl für den pflanzlichen Charakter verloren ging (Layard II, 62 und Perrot-Chipiez III, 193 und 237 aus Phönikien bzw. Sardinien). Auch die berühmten Silberschalen aus Ninive erscheinen heute in anderem Lichte. Nach den Ausführungen v. Bissings, die M. annimmt, stammen sie nicht aus dem Palast Assurnasirpals, sondern aus dem Sargonspalast. Damit wird fraglich, ob hier „unbrauchbar gewordener Hausrat zusammengehäuft ist, oder ob es sich um erbeutetes Material aus den Feldzügen nach Syrien und Phönikien handelt". Damit fehlt aber jeder positive Beleg, daß die Silberschalen wirklich phönikische Arbeit sind. Nun tragen allerdings von den Nimrudschalen 4 phönikische Inschriften, darunter 3 Eigennamen, die beweisen aber nur, daß sie in phönikischen Händen gewesen sind, was zu dem Bilde, das wir sonst von den Phönikern haben, vorzüglich stimmt, vgl. Ezechiels Schilderung (Meyer, S. 128): aus allen Gegenden kommen die kostbarsten Stücke in Tyrus zusammen, d. h. gemacht werden sie dort nicht. Die Nimrudschalen können sehr wohl durch phönikische Händler dorthin gekommen sein. 2 Schalen haben aramäische Inschriften, die könnten dann aus Nordsyrien stammen; für die Höhe des nordsyrischen Kunstgewerbes zeugen schon die Prunkgefäße, die die Pharaonen als Beutestücke aufführen. Die verschiedenen Inschriften stimmen zu der stilistischen Beobachtung, daß ihr Charakter alles andere als einheitlich ist. Neben Schalen, die stumpfsinnig die Fläche in Streifen teilen und mit sich wiederholenden Tierdarstellungen verzieren, treten historische Szenen, die nicht ohne Geschick entworfen sind. Was sicher phönikisch ist (M. nennt das bekannte Relief aus Amrith), ist so dürftig, daß wenige Kulturvölker so bettelarm an künstlerischer Erfindung erscheinen wie die Phöniker (S. 136), man kann höchstens die Wenden des Mittelalters vergleichen.

Dagegen bleibt den Phönikern ein Ruhm, die Erfinder des Alphabets gewesen zu sein. Die Sinaiinschriften lehnt M. mit Recht als Vorbild des phönikischen Alphabets ab. Wie wir heute wissen, sind bereits 2 Versuche als Vorläufer zum Alphabet festgestellt (Bauer, OLZ. 1931, 962). Der früheste Versuch zu einem Alphabet scheinen allerdings die Sinaiinschriften (Hyksoszeit, nicht XVIII. Dyn.!) zu sein.

Mit wenigen Worten geht M. auf die Geschichte Phönikiens ein, über die wir nur dürftige, aber anscheinend zuverlässige Nachrichten haben (S. 62).

Es folgt das alte Israel. Als Einleitung ein Überblick über die Geschichte des alttestamentlichen Kanons. M. bekennt sich rückhaltlos zu den Anschauungen Wellhausens. „Es hat sich in den letzten Jahren, im Zusammenhang mit der inneren Zersetzung, die unser Volk ergriffen hat, das Bestreben geltend gemacht, die strenge methodische Arbeit als unfruchtbar und überflüssig beiseite zu schieben und die Fundamente aller wissenschaftlichen Erkenntnis leichtfertig zu untergraben, um an ihre Stelle durch Wesensschau und Intuition einen Neubau zu setzen, den jeder Nachfolger ohne Mühe wieder über den Haufen werfen und durch einen anderen ersetzen kann. Davon, ob es gelingen wird, diese Tendenz zu überwinden, wird es abhängen, ob ein gesundes wissenschaftliches Leben sich weiter zu erhalten vermag oder ob es in dem alle wahre Kultur bedrohenden Zusammenbruch dem Untergang entgegengeht."

Soweit ich das große Gebiet übersehe, sind in der heutigen alttestamentlichen Wissenschaft vor allem 3 Richtungen zu berücksichtigen. Zunächst versucht man das gründlich auszunutzen, was die Erkenntnis des alten Orients für die israelit. Urgeschichte gelehrt hat: Man glaubt heute für die Wanderung Abrahams nach Palästina Belege zu haben. Andere glauben, Abraham in die XVIII. Dynastie verlegen zu können. Wieder andere versuchen, die Hyksos für die Schöpfer der palästinensischen Kleinstaaten anzusehen, die den Israeliten erlegen ist. Alles das wird von Meyer abgelehnt, oft überhaupt nicht erwähnt. (Nur Sellins überraschender Versuch, über Moses' Ende zu einem neuen Resultate zu gelangen, wird ablehnend kritisiert.)

Eine andere Richtung, einst vor allem durch Baudissin vertreten, untersucht, wie weit im A.T. kanaanäische Vorstellungen anzutreffen sind. Daß Verbindungen beider Völker stattgefunden haben, beweist allein die Geschichte Abimelechs. Diese Bestrebungen haben wohl noch eine Zukunft, da uns noch allerhand Material über die Kanaanäer in Aussicht steht.

M. berührt sich auch mit dieser „Richtung". In einem langen Abschnitt erörtert er ausführlich die phönikischen und kanaanäischen Gottesvorstellungen als die Grundlage, auf der sich die israelitische Religion entwickelt habe. Überall sieht er eine Menge Lokalgottheiten ohne Individualität und ohne tiefere religiöse Vorstellungen (S. 139): „Es war ein Mißgriff, wenn

man lange geglaubt hat, die Semiten hätten seit Urzeiten einen universellen Obergott verehrt, der sich dann später in zahlreiche Einzelgötter differenziert habe". Hier wird wohl noch mancherlei Ergebnis bei fortschreitender Erschließung neuen Materials zu gewinnen sein. Bereits in der Hyksoszeit treten semitische Götter in ägyptischen Formen auf, auch Kultszenen sehen wir auf Skarabäen und anderen Denkmälern dargestellt. Man braucht heute nur die neueste Ausgabe von Thomsens Büchlein über die palästinensischen Ausgrabungen zu durchblättern, um mit Staunen inne zu werden, was alles zutage gekommen und was noch zu erwarten ist. Von kanaanäischen Tempeln, israelitischen Gotteshäusern, von der Wohnung des ersten Königs können wir uns sehr wohl eine Vorstellung machen. M. hat diese Bestrebungen seit Jahrzehnten befürwortet; daß er die letzten Erfolge nicht mehr verwerten konnte, ist nicht verwunderlich.

Weiter hat man in neuester Zeit versucht, sich über das israelitische Königtum klar zu werden, die Vergleiche mit ägyptischem und babylonischem Königtum lassen auch auf Israel neues Licht fallen. M. beschränkt sich darauf, eine Geschichte des altisraelitischen Königtums zu geben, wobei die Gestalt Samuels sich vollständig verflüchtigt, dagegen David und besonders Saul lebendig hervortreten.

Die letzte Erweiterung unserer Kenntnisse kommt von philosophischer Seite, s. Ottos Buch über das Heilige. Das ist eine Betrachtungsart, die M. ziemlich fern lag. Hier werden wir weiter kommen.

Alles zusammengefaßt, scheint der konservative Charakter der heutigen alttestamentlichen Wissenschaft zu überwiegen. Das wäre ganz im Sinne des Verstorbenen. Sein ganzes Leben war er bemüht, verdächtigten Dokumenten das verdiente Ansehen zurückzugeben. Er hat von Wellhausen Spott und Hohn geerntet, als er für die Urkunden der Bücher Esra und Nehemia eintrat. So hat man auch sein Eintreten für die Echtheit der platonischen Briefe verspottet, die heute nicht mehr angezweifelt wird. So hat M. die Echtheit der sallustischen Briefe betont, so hätte er sich gewiß auch für die Echtheit der kleinen Stücke eingesetzt, die unter Vergils Namen gehen, hätte er diese Zeit noch darstellen können.

Der letzte Teil des Werkes ist Nordsyrien und Assyrien gewidmet. In Syrien blühen nach dem Ende des Chetiterreichs eine ganze Reihe von Kleinstaaten, von denen wir bisher nur 2 genauer kennen, Sendschirli und Karkemisch. Hier kann der Spaten uns noch recht viel erschließen. Es ist außerordentlich wertvoll zu beobachten, wie aus der chetitischen allmählich die syrische Kunst erwächst, die dann in altchristlicher Zeit eine so große Rolle spielte.

Das Assyrerreich ist heute vielleicht das schwierigste Problem des Alten Orients überhaupt. Was wir sehen, ist zunächst nur ewiges Niederbrennen, Abschlachten, Beute machen usw., ohne daß man ein vernünftiges Ende absieht. Es sieht aus, als hätte Assyrien gar keine Kultur. Das stimmt aber nicht, dagegen spricht schon die assyrische Kunst, die wir recht genau kennen.

Der alte Heinrich Brunn hatte die assyrische Kunst für einen Absenker der griechischen erklärt. Sein Gedankengang war der: Die assyrische Kunst fällt so sehr aus dem Rahmen der vorderasiatischen heraus, daß es mit ihr eine besondere Bewandtnis haben muß. Das ist vollständig richtig, so falsch die These vom jonischen Einfluß ist. Wer jemals im British Museum vor den Tierreliefs von Kujundschik gestanden hat, muß sich sagen, daß hier Größeres geleistet ist, als das alte Vorderasien jemals fertig gebracht hat. Als Parallele zur assyrischen Kunst nenne ich vor allem die indische, die geradezu mit einer Gier fremde Einflüsse in sich aufsog und doch immer sie selbst geblieben ist. Wo kommt die assyrische Kunst her? Die Bauart und die Bauverkleidung hat man von den Chetitern übernommen. Aber das genügt nicht. Gerade die Kunst Assurnasirpals, des „grausamsten Schlächters der Weltgeschichte" zeigt etwas, was von den Chetitern nicht zu lernen war, den Sinn für Maß und Proportion. Das geht auch über das Altbabylonische hinaus, dieser Kunst fehlt bei allen ihren Vorzügen die feste Schulung, darum hat sie nur hervorragende Einzelleistungen hervorgebracht, von denen einzelne wie die Naramsinstele über das hinausgeht, was der Ägypter leisten konnte.

In Assyrien zeigt die berühmte, oft abgebildete Figur Assurnasirpals eine solche Straffheit und Sicherheit, wie sie der ganzen vorderasiatischen Kunst fremd ist. Wohl ist das alte Schema mit den unnatürlichen Muskeln übernommen, aber nur aus Tradition. Das berühmte Genienrelief (Propyläen-Kunstgeschichte 499) mit dem sog. Lebensbaum zeigt das. Der rechte Genius, besonders dessen rechte Hand, zeigt, daß der Künstler sich in der Beherrschung der Körperteile sicherer fühlt als mit dem von Haus aus plumpen Stil im Grunde vereinbar ist. Das bekannte Belagerungsrelief (a. a. O. 507) gleicher Zeit offenbart eine Beherrschung der Form, wie sie mir wenigstens aus der ägyp-

tischen Kunst nicht bekannt ist. Dort merkt man bei den großen Schlachtenbildern stets ein ängstliches Bestreben, die Figuren möglichst gut zu verteilen. Hier nicht; der Künstler ist seiner absolut sicher, er bemüht sich gar nicht erst, eine Symmetrie herzustellen, und erreicht das schließlich doch. Wo kommt diese verblüffende Sicherheit her? Soweit ich die Kunstgeschichte der alten Welt überblicken kann, hat Ägypten das Verdienst, durch strenge Schulung den Sinn für Maß und Harmonie den anderen Völkern des Orients sowie Griechenland übergeben zu haben. Man vergleiche die in vieler Beziehung so wunderbare Kunst Alt-Amerikas; Sinn für Proportion hat sie nicht. Bei China können wir nicht urteilen; vor der Hanzeit, bei der schon mit westlichen Einflüssen zu rechnen ist, ist von großer Kunst nichts erhalten. In der assyrischen Kunst ist der ägyptische Einfluß deutlich fühlbar. Damit ist das Rätsel der assyrischen Kunst nicht gelöst, wird wohl auch nicht gelöst werden. Wir haben eben zu rechnen mit der Genialität der führenden Künstler unter Assurnasirpal, einer der zahllosen Erscheinungen der Weltgeschichte, die der Historiker feststellen, aber nicht erklären kann.

Auch für Assyrien hat M. den Schluß nicht mehr liefern können, die letzten Sargoniden fehlen. Über Einzelheiten mögen die Fachleute rechten; schon jetzt wird der Vorwurf laut, M. sei den Übersetzungen Luckenbills nicht mit der nötigen Kritik gefolgt. — —

Jetzt, wo wir leider am Ende von M.s Lebenswerk stehen, ist es angebracht, einen Rückblick auf das Ganze zu werfen. Eduard Meyers Anfänge zeigen nicht, was in ihm steckte, am ehesten noch seine Geschichte der Troas, am wenigsten seine Geschichte des Königreichs Pontus. Er hat das selbst ausgesprochen, man kann heute noch feststellen, wie er bei der Niederschrift des ägyptischen Abschnitts im ersten Bande der Geschichte des Altertums er selbst geworden ist. Er hat oft erzählt, wie sein Lehrer Georg Ebers der Meinung war, die Materialsammlung für Ägypten sei fertig, man könne jetzt an die Ernte gehen. Das war nur eine Stimme im Chorus der siebziger Jahre, in der M. zum Manne gereift ist. Es war die Zeit von Strauß' „Der alte und der neue Glaube", die Siegeszeit Ernst Häckels. Man glaubte überhaupt, die meisten Rätsel der Wissenschaft gelöst zu haben. In diesen Tagen begann M. 1879 sein Lebenswerk, in der bestimmten Hoffnung, in absehbarer Zeit fertig zu werden. In der kritischen Zeit unserer Wissenschaft, die alles anzweifelte, die antiken Dichtungen zerpflückte, den halben Plato für unecht erklärte, war Ed. Meyer groß geworden. Für die ausgeprägteste Persönlichkeit dieser Richtung, Ad. Kirchhoff, hat er niemals Verständnis gehabt. Es war ihm bestimmt, über seine Zeit hinauszuwachsen. Auf seinem eigensten Gebiete war Max Duncker sein Vorgänger gewesen, ein Politiker, der seinen Anteil an der Einigung Deutschlands hatte, ein Mann, der, als seine politische Rolle ausgespielt war, zu den geliebten Alten zurückkehrte, an denen er mit der Bewunderung hing, die für das Volk der 30 Vaterländer selbstverständlich war. M. hat von seinem Vorgänger mit Hochachtung gesprochen, aber seine Schüler warnte er vor der Lektüre von Duncker und Curtius. An sein Werk trat er mit einer großartigen Vorbildung heran. Seine ganze Erscheinung ist eigentlich ein Loblied auf das alte humanistische Gymnasium; darauf beruhte die Basis seiner Forschung, seine absolut sichere Beherrschung der antiken Geschichtsquellen. Seinem Liebling Thukydides widmete er eine tiefdringende Studie, die eine neue Epoche der Thukydidesforschung hervorrief, und die sein persönlichstes Buch geworden ist, in dem er sich von der Seele redete, was die Pflicht eines Historikers sei. Thukydides ist sein Lehrer auf historischem Gebiete gewesen, nur von Ranke und Macaulay, allenfalls von J. G. Droysen, sprach er sonst noch mit Begeisterung. Das klassische Altertum war ihm nicht mehr das ferne Sonnenland der älteren Generation, es war eine in sich abgeschlossene Kulturperiode, der nicht unähnlich, die mit der Völkerwanderung begann und mit dem XVIII. Jahrhundert ihr Ende fand. Diese Kultur, die Ursachen ihrer Blüte (das 5. Jahrhundert) und die Ursachen ihres Verfalls zu beschreiben hatte er sich vorgenommen. Einmal gelang ihm, auf einen großen Wurf, das Ganze zu schildern, freilich nur von einer Seite. Das war sein Vortrag über die wirtschaftliche Entwicklung des Altertums von 1893, vielleicht das Genialste, das er geschrieben. Sein Lebenswerk sollte der Kommentar dazu sein, freilich von universalgeschichtlichem Standpunkt aus. Wie er sich die Fortsetzung, namentlich den Untergang der antiken Welt dachte, hat er seinen Schülern gelegentlich bekannt, aber niemand weiß zu sagen, wie er unter so veränderten Verhältnissen wirklich geschlossen hätte.

Gerade ihm, der zu Ende kommen wollte, fiel die Riesenarbeit zu, immer neue Entdeckungen zu verwerten, Entdeckungen, deren Ende heute noch nicht abzusehen ist; manchmal sieht es so aus, als stünden wir geradezu vor einem neuen Anfang.

Die Hoffnung, daß aus Ed. Meyers Nach-

laß noch Wertvolles ans Tageslicht treten könnte, werden wir leider aufgeben müssen. Aber mit aller Entschiedenheit sei dafür eingetreten, daß uns der Teil des Werkes, der ausführliche Darstellung bietet und seit 30 Jahren vergriffen ist, die ältere griechische Geschichte, von neuem herausgegeben werde. Sie verträgt es sehr wohl, wenn auch die heutige Generation manches anders sehen mag.

Beiträge zu den altassyrischen Briefen aus Kappadokien.[1]

Von Martin David.

Das Material an kappadokischen Keilschrifttafeln, jenen altassyrischen Texten, die uns über das Rechts- und Wirtschaftsleben der in Kleinasien gegen das ausgehende dritte Jahrtausend angesiedelten assyrischen Kolonisten unterrichten[2. 3], hat in den letzten Jahren eine große Bereicherung erfahren[1]. Unter den verschiedenen Textpublikationen verdienen zwei besonders hervorgehoben zu werden, die der privaten Sammlungen Rudolf Blanckertz(KTBl.) und Frida Hahn (KTHahn), veröffentlicht von J. Lewy, weil in ihnen nicht nur die

1) Lewy, Julius: **Die Kültepetexte der Sammlung Rudolf Blanckertz,** Berlin, hrsg., übers. u. erklärt. Berlin: Heintze & Blanckertz 1929. (49 S., 20 Taf.) 4°. RM 9 —.

— **Die Kültepetexte aus der Sammlung Frida Hahn,** Berlin, hrsg., übers. u. erklärt. Leipzig: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung 1930. (X, 54 S., 24 Taf.) gr. 8°. RM 10.80; geb. 13.05.

2) Vgl. als letzte Darstellung der in Frage kommenden politischen und historischen Verhältnisse meinen Bericht in Sav. Ztschr. Rom. Abt. 52 p. 496f., wo weitere Literatur angegeben ist; s. sodann für die verwendeten Abkürzungen Eißer-Lewy, Die altassyrischen Rechtsurkunden vom Kültepe (zitiert EL) p. XVIf.

3) Daß wir es bei den assyrischen Niederlassungen in Kleinasien mit Handelskolonien zu tun haben, wird neuestens auch von Hrozný, Arch. Orientální IV p. 112 f. bestritten, der seinerseits die These verficht, die Assyrer wären die Herren des Landes, die einheimischen Fürsten lediglich ihre Vasallen gewesen. Ein Beweis hierfür aus den Quellen wird allerdings nicht geliefert, nicht einmal zu den hiergegen sprechenden Argumenten Stellung genommen. Entscheidend ist für H. vielmehr lediglich die Erwägung, daß das Bestehen von Handelskolonien ohne militärischen Schutz kaum im Bereich des Möglichen liege. Wir glauben dies nicht, die Kolonien der Genueser und Venezianischen Kaufleute in Byzanz oder in den Levantestädten — auf diese Parallele weist bereits Landsberger AHK p. 5 hin — waren auch ohne politische Herrschaft möglich; im übrigen finden wir des öfteren, daß die Karawanen der assyrischen Kaufleute von Wachtposten begleitet werden, vgl. weiterhin im Text Sp. 214 zu Nr. 12. Dadurch wurde ein gewisser Schutz gewährt, vor allem aber hatten die einheimischen Fürsten selbst ein Interesse am Bestehen eines derartigen Handels, nicht nur, um eine geregelte Ein- und Ausfuhr zu ermöglichen, sondern auch, weil Abgaben an sie entrichtet wurden, wie wir Sp. 217 zu Nr. 13 sehen werden.

Aber können derartige Erwägungen überhaupt Platz greifen bei der Fülle der nunmehr aufzuzählenden Argumente, die dafür sprechen, daß sich die Assyrer lediglich als Handeltreibende in Kleinasien aufgehalten haben, und nicht etwa der herrschende Teil der dortigen Bevölkerung gewesen sind? 1. Wir finden in Kappadokien keinerlei assyrische Beamte. Diese schon vor Jahren von Landsberger (ZA 35 p. 227) aufgestellte These hat auch das neu hinzugekommene Material vollauf bestätigt; soweit uns Beamte begegnen, führen sie durchaus einheimische Namen, etwa EL 188,219. 2. Mitunter entscheidet der einheimische Fürst zwischen Assyrern und Einheimischen, EL 188. 3. Familienrechtliche Verträge zwischen Assyrern sind höchst selten, weit geringer als solche zwischen Einheimischen, obwohl diese sonsthin in den Texten nur eine untergeordnete Rolle spielen, Sav. Ztschr. Rom. Abt. 52 p. 503 Anm. 1. 4. Grundstückskäufe, die sonst in allen Rechtskreisen des alten Orients sehr zahlreich vorkommen, werden aus Kleinasien nur höchst selten gemeldet; vgl. Sp. 216f. zu Nr. 9. 5. An den einheimischen Herrscher werden von den gehandelten Waren Abgaben entrichtet, vgl. Sp. 217 zu Nr. 13. 6. Auch die ältesten hethitischen Quellen, die fast bis in die Zeit des kappadokischen Materials reichen, enthalten keinen Hinweis darauf, daß eine assyrische Herrschaft in Kleinasien bestanden hat, Sav. Ztschr. 52 p. 502 Anm. 5. 7. Die neuen Grabungen Hroznýs am Kültepe haben ergeben, daß die Ansiedlungen der assyrischen Kaufleute dortselbst nicht auf dem Stadthügel, d. h. innerhalb der Stadtmauer, sondern außerhalb davon, in der Ebene gelegen waren, a. a. O. p. 502.

Machen schon die bisherigen Gründe wahrscheinlich, daß sich die Assyrer nicht als Herren, ja nicht einmal als Einwohner des Landes fühlten, so beginnen die folgenden Beweiskraft schlechthin zu erlangen, insofern als sie uns die Einstellung der Assyrer selbst zu den einheimischen Fürsten und zu der einheimischen Bevölkerung offenbaren. 8. Der einheimische Fürst hatte den Titel *rubā'um*, etwa EL 188, die einzige Bezeichnung für „Herrscher" in diesen Texten, die das Wort *šarrum* ersetzt. An und für sich läßt dieser Titel einen Schluß auf die Stellung der betreffenden Personen nicht zu. Wenn aber die assyrischen Kaufleute ihren eigenen Herrscher in Assur nicht anders bezeichnen (vgl. die Phrase *nīš alim u rubā'im tamû*, etwa KTBl. p. 45), so beweist dies wohl, daß der einheimische Fürst nicht die Stellung eines Vasallen hatte. All dies übersieht Hrozný, wenn er a. a. O. p. 117 *rubā'um* mit „Vasall" übersetzt und p. 112 die Stufenleiter *šarrum* „König", *iššakkum* „Vizekönig", „Priesterkönig", *rubā'um* „Fürst" aufstellt. Wie gesagt, kommt *šarrum* in unseren Texten nicht vor, ebensowenig übrigens der *iššakkum* (PA. TE. SI)-Titel, der in dieser Zeit auch in Babylonien nicht mehr gebräuchlich ist und nur noch literarisch verwertet wird (s. etwa David, Adoption p. 17 Anm. 37). 9. Von den Ansiedlungen der Assyrer hießen einige *kārum*, andere *wabartum*, etwa AHK p. 8f. Die Bezeichnung *kārum* hat nicht überall die gleiche spezifische Bedeutung (s. Landsberger ZA p. 223); wir verzichten daher darauf, aus ihr einen Schluß auf den Charakter der assyrischen Niederlassungen zu ziehen. Hingegen heißt *wabartum* geradezu „Fremdenniederlassung" (vgl. weiterhin Sp. 214 zu Nr. 3), die Verwendung dieses Ausdrucks für assyrische Niederlassungen beweist somit, daß sich die Assyrer als Fremde im Lande gefühlt haben.

1) Sav. Ztschr. Rom. Abt. 52 p. 496 Anm. 7; hinzu kommt jetzt J. Lewy, Die Keilschrifttexte aus Kleinasien, Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, 1932 (ohne Bearbeitung).

keilschriftlichen Autographien, sondern auch Umschriften nebst Übersetzungen sowie ausführliche Anmerkungen zu den einzelnen Texten geliefert werden[1]. Daß zu einer derartigen Bearbeitung kein Geeigneterer gefunden werden konnte, bedarf keiner Hervorhebung. Hat sich doch der Herausgeber, seitdem überhaupt genügendes Material bekannt geworden ist, mit unermüdlichem Eifer dem Studium dieser altassyrischen Texte gewidmet, um in einer Reihe von Arbeiten die historischen und kulturellen Verhältnisse der damaligen Zeit aufzuhellen[2], um schließlich in Gemeinschaft mit dem Tübinger Rechtshistoriker G. Eißer eine Bearbeitung sämtlicher kappadokischer Rechtsurkunden vorzulegen[3], in der die juristischen Texte dieser Sammlungen bereits verwertet sind[4].

Das soeben genannte hervorragende Werk stellt einen vorläufigen Abschluß in der Veröffentlichung der Schätze vom Kültepe dar, einen vorläufigen insofern, als schon die Verfasser in ihren Anmerkungen zu verstehen gegeben haben, daß eine restlose Klärung der vielfach allzu verwickelten Tatbestände erst möglich sein wird, wenn wir die handelsrechtliche Terminologie, die in den Texten begegnet, verstehen werden, wofür wiederum Voraussetzung ist, daß wir die Struktur des Handels, insbesondere die Organisation der an ihm Beteiligten zu übersehen vermögen[5]. Und dies werden erst die Briefe ermöglichen, die naturgemäß viel ursprünglicher und individueller abgefaßt sind, als die gewöhnlich einem starren Schema folgenden Rechtsurkunden[1], und somit in höherem Maße die Motive für die einzelnen Transaktionen erkennen lassen. Es wäre also eine ebenso notwendige wie dankbare Aufgabe, ein Korpus der gesamten Handelskorrespondenz zu schaffen, wozu vor allem die Verfasser der Urkundensammlung die Legitimation besäßen. In Ermangelung dieses Werkes müssen wir uns zunächst damit begnügen, aus den einzelnen Briefen dasjenige herauszuarbeiten, was sich bei vorsichtiger Interpretation erschließen läßt. Und daß man auch hierbei zu gewissen Ergebnissen gelangt, lehrt Lewys Bearbeitung der Briefe in den Sammlungen Blanckertz und Hahn, zu denen einige Bemerkungen gestattet seien.

A. Sammlung Blanckertz.

Nr. 1 enthält den Auftrag zur Einziehung von außenstehenden Geldbeträgen, die mit der ersten Post an den Briefschreiber übersendet werden sollen. Sachlich ist hierzu nichts zu bemerken[2].

Nr. 2 bringt eine Anweisung auf Bezahlung von 5 Leibröcken, die in Assur 13 Minen[3] Blei[4] gekostet haben und in der Kolonie mit 2 Minen, 5 Sekel Silber verkauft worden sind[5]. Hier wird uns ganz deutlich die Richtung des Handels für Kleidungsstücke angegeben; sie werden, wie wir auch schon aus anderen Texten[6] schließen dürfen, nach Kappadokien ein-

1) Unter den reinen Textpublikationen muß Thureau-Dangins hervorragende Edition, Tablettes Cappadociennes 2. Série (TC. II), Paris, Paul Geuthner 1928 genannt werden, die 78 aus den Louvre stammende Texte, darunter über die Hälfte Briefe, enthält (s. das Verzeichnis p. 1), außerdem (p. 4f.) ein auf seinem Syllabaire Accadien aufgebautes Umschriftsystem für die kappadokischen Tafeln aufweist. Da diese Veröffentlichung, was das Briefmaterial anlangt, — die Rechtsurkunden sind bereits in der weiterhin genannten Bearbeitung von Eißer-Lewy (EL) berücksichtigt —, noch nicht die ihr zukommende Würdigung gefunden haben, soll das in ihr enthaltene Material wenigstens gelegentlich Berücksichtigung finden.

2) S. die Literatur in Sav.Ztschr. Rom.Abt. 52 p. 497 Anm. 1 und 2.

3) Georg Eißer und Julius Lewy, Die altassyrischen Rechtsurkunden von Kültepe T. 1 und 2 (MVAG 33), Leipzig 1930; Teil 3 u. 4 (ebenda 35, 3), im Druck.

4) KTBl. 8 = EL 201; 9 = EL 100; 10 = EL 197; 18 = EL 253; KTHahn 19 = EL 176; 20 = EL 81; 21 = EL 98; 22 = EL 161; 23 = EL 180; 24 = EL 109; 25 = EL 140; 26 = EL 124; 27 = EL 193; 28 = EL 194; 29 = EL 218; 30 = EL 199; 31 = EL 222; 32 = EL 262; 33 = EL 336; 34 = EL 341.

5) Wie wenig Klarheit heute noch über die wichtigsten Fragen herrscht, mag an einem Beispiel dargetan werden: Nach Landsberger AHK p. 22f. bildeten Blei und Stoffe einen Exportartikel aus Kappadokien bzw. Kleinasien, während Lewy KTBl. p. 10 annimmt, Stoffe und Blei seien aus Assur und wohl aus den angrenzenden Provinzen Babyloniens nach Kleinasien transportiert und dort in den verschiedenen Städten verkauft worden.

1) Auch die Prozeßurkunden, von denen man am ehesten eine Aufklärung erwarten könnte, sind so abrupt gefaßt, daß sich der zugrundeliegende Sachverhalt nur höchst selten ermitteln läßt.

2) Sprachlich interessant ist die Konstruktion in Zeile 13, wo der Imperativ mit angefügtem *-ma* eingeschaltet wird, ohne den syntaktischen Zusammenhang zwischen dem Anfang und Ende des Satzes zu unterbrechen. Wir würden den in Frage kommenden Satz folgendermaßen wiedergeben: [12f.]: „Und das Silber des Z und was er dir schuldig wurde — paß auf meinen Auftrag auf — das sende mit der ersten Post mir her". Ebenso TC 17,27f.: *ù a-na qá-ti-a* [28] *ša bīt kà-ri-im iḫ-da-ma* [29] *qá-tí id-a-ma*; „und auf mein Konto (wörtlich: meinen Anteil), welches ich beim Haus der *kārum* — (Behörde) unterhalte — paßt auf meinen Auftrag auf — hinterlegt meinen Anteil"; TC 10,7ff.; TC 24,38f.; KTHahn 13,27 u. a.

3) Das sonst distrubutive TA kann hier diese Bedeutung nicht haben, wie der Verkaufspreis der ganzen Ware ergibt; ebenso z. B. TC II 7 Zeile 9: *anakum* 13 *šiqlū* TA *ú šu-uq-lúm* [10] *za-ku-tum lá-šu*; „das Blei, 13 Sekel, und ein transportbereites Behältnis ist nicht vorhanden" u. a.

4) Blei, welches in Kappadokien als Ware gilt, scheint in Assur bereits damals Zahlungsmittel gewesen zu sein; vgl. für die spätere, die sogen. mittelassyrische Zeit, Koschaker, NRU p. 92.

5) Die genaue Höhe des Verdienstes läßt sich nicht angeben, da das Wertverhältnis von Blei und Silber (mitunter 1:14, mitunter 1:7) schwankte, vgl. Lewy KTBl p. 41.

6) Etwa TC 17 (übersetzt AHK p. 19), TC II 13 (Verkauf von Leibröcken in Burušḫatum). Kleider scheinen demnach einen Teil der in der Stadt Assur

geführt[1], während Häute und Wolle wohl einen Exportartikel aus Kleinasien bilden[2]. In Assur scheint somit insoweit ein Veredelungsverfahren stattgefunden zu haben[3].

Nr. 3 wird von Lewy nicht zutreffend aufgefaßt. Der erste Teil bezieht sich auf den Einkauf von Wolle[4], die sich noch auf der Tierhaut befindet[5]; der Text lautet: [1—3] „An A_1 schreibt A_2: [4] (A) 5 Talent Wolle, [5] das sind 300 Häute, [6, 7] habe ich als eure Anteile gekauft. Je eine Mine, 10 Sekel Silber (pro Talent Wolle, bzw. 60 Häute) [8] wird von euren Anteilen abgezogen werden. [9] (B) 31½ Felle, das sind 40 Minen (Wolle) [10] für eine Mine (Silber; wohl auch pro Talent Wolle, bzw. 60 Häute). (C) Das Silber [11] von der Karawane des P [12] ist eingetroffen und [13] 12 Talent, 20 Minen [14] Wolle, das sind 600 [15] Häute habe ich gekauft zu je 1½ Sekel (Silber; hier pro Mine Wolle, bzw. eine Haut). [16] Silber für (weitere) Häute ist nicht da; [17] die Häute sind in Ordnung. [18, 19] (D) Was ferner das anbetrifft, daß du mir wiederholt geschrieben hast, ich solle den *kārum* angehen, [20] so habe ich mich schon zehnmal [21] dem A_2 und K [22] genähert; es ist nichts zu machen[6], [23] sie wollen mich für dich nicht annehmen. [24] (E) Das Silber, welches ich dem B [25] zurückbezahlt habe, hat er mir bestätigt[7]; [26] die Abrechnungen sind da". [27 f.] (G) Schluß belanglos, siehe für die Übersetzung Lewy.

Nr. 4: Für *aḫāma* Zeile 9 — ebenso Nr. 17 Zeile x + 9 — ergibt KTHahn 3 Z. 15 „gesondert", „außerdem" (richtig AHK p. 20 zu TC 28 Z. 11; EL 168 Z. 9).

Nr. 5: Aus dem häufigen Vorkommen einer Phrase, wie sie Z. 5 f. enthält, „an dem Tage, an dem ihr meine Tafel hört"[8], kann man wohl den Schluß ziehen, daß ein Teil der Händler Analphabeten waren.

Nr. 6 enthält zunächst das Versprechen des Briefschreibers, den Adressaten aufzusuchen, sodann die Bitte, Vollstreckungsmaßregeln eines gewissen I zu verhindern. *bābtam zakkû* in Z. 20, 21 dürfte bedeuten, „die Geschäftsbarschaft (d. h. alles zum Geschäft Gehörige, Ware und Geld, vielleicht auch Außenstände)[1] transportbereit machen". *ana ūm eṭārim eṭranni* (Z. 27 f.) ist wohl zu übersetzen: „Solange es noch möglich ist, zu retten, rette mich".

Aus Nr. 12 — vgl. auch KTS p. 68 zu 53 c sowie KTHahn 14 — geht hervor, daß Karawanen von Truppen begleitet wurden, die von den assyrischen Händlern bezahlt worden sind.

Nr. 18 Z. x + 18 dürfte, wenn richtig ergänzt — ebenso VAT 9261 Z. X + 12 f., zit. nach Lewy KTBl p. 45 — zu übersetzen sein: „Was bei der Stadt und dem Fürsten beschworen ist, das haltet fest", d. h. „nehmt zu Protokoll"[2].

B. Sammlung Hahn.

Nr. 3 enthält einige Unrichtigkeiten. Der Text lautet: „[1—3] An A schreibt P. [4] Aus Badna [5, 6] haben mich A_2, I und T weggeschickt. [7] Folgendermaßen (sprach) T: [8, 9] „Komm mit uns, man wartet auf die Kleider". Mit ihnen [10—12] zogen wir aus Badna[3] heraus. Mit ihnen [13, 14] ließ man mich nicht in die Herberge, [15, 16] getrennt übernachtete ich im Rinderstall. In das Haus (wohl in den Rinderstall) [17, 18] brach man ein[4], sechs Kleider nahm man fort. [19, 20] Erde[5] schüttete ich[6] auf mein Haupt[7] [21—23] und kehrte nach Badna zu A_3 zurück. Die *wabartum*[8] [24—26] von Badna ging zu den

---

gekauften Ware (*šīmum*, welches noch von *luqūtum* abzugrenzen ist, vgl. etwa TC II 22 Zeile 32 f. *lu i-na* [33] *lu-qú-ti-im pa-ni-ti-im* [34] *lu i ší-mi-im . . .*) gebildet zu haben; vgl. für Einkäufe in der Stadt etwa EL 108, 109.

1) Zutreffend somit Lewy KTBl p. 10, wo auch über den Metallhandel nachzulesen ist.

2) Dies beweist KTBl 3 (s. weiterhin im Text), wo der Einkäufer von Wolle die *kārum*-Behörde anrufen soll.

3) Hierauf scheint sich TC II 7 Zeile 24 f. zu beziehen: *a-na ku-ta-ni ša ta-áš-ta-na-pá-ra-ni* [25] *ša-ap-tum* [26] *Šu-ur-pu-i-tum lá-šu*; „für die Leibröcke, von denen du mir wiederholt geschrieben hast, ist Wolle aus Šurpu nicht vorhanden.

4) In Z. 14, 16 ist deutlich das Zeichen síg = *šaptum* zu sehen (ebenso KTBl 8 Z. 6 u. 11), auch wird nur Wolle nach Gewicht gehandelt, vgl. die Beispiele in KTHahn p. 3 a. Anf.

5) Und zwar ist die Wolle bereits von den Fellen entfernt, andernfalls könnte sie nicht gewogen werden. In KTHahn 1 Z. 19 sowie CCT IV 1 b Z. 4 ff. ist hingegen von Fellen im ganzen (so also *mašku šapatim*) die Rede.

6) So etwa *la naṭūma*, immer impersonell.

7) Die Übersetzung von *ka'unum* „jemandem feststehend", „beständig machen", erscheint nicht zutreffend. Die Wurzel bedeutet „überführen" (bei Unwahrheiten), „bestätigen" (bei Wahrheiten). EL 184 Z. 2 f. ist zu übersetzen: „Wenn I den U mir nicht überführen wird"; EL 264 Z. 7 f. lautet: „Ist es nicht richtig? (so *a-ma* < *an-ma* nach Landsberger; abweichend EL p. 291 Anm. a) ⅔ Minen Silber des A, Sohn des A_1 . . ., die du mir als zu deinen Lasten bestätigt hast" usw.

8) TC 10 Z. 4 f., TC 17 Z. 15 f. (übers. AHK p. 19), TC II 18 Z. 16 f. u. a.

1) So schon Landsberger ZA 39 p. 293. Daß für *bābtum* die Übersetzung „Außenstände" nicht in Frage kommt, vielmehr auch an etwas Konkretes zu denken ist, beweist neben den von Landsberger angegebenen Belegen KTS 1 a Z. 17, 18: *a-ta ba-ab-tám sà-ri-tám ta-ap-qí-dam*, „du hast mir eine auf einen Esel gepackte *b.* übergeben"; TC II 9 Z. 24: *anakam ú ṣubāti lu ša Ea-šar* [25] *lu ba-ab-tí za-ki-ma šé-bi-lam*, „das Blei und die Gewänder des E. oder meine eigene *b.* mache transportbereit und sende sie hierher"; vor allem die Briefstelle CCT III 7 a Z. 10 f.: *ù bu-la-ti-im* (sowohl schlecht für *bu-la-tí*) [11] *ša a-da-gu₅-lu-ni* [12] *a-na ba-ab-tim* [13] *i-tu-ar-ma*; „und die *beulātum* (vgl. hierzu EL p. 127 Anm. a; Koschaker, Über einige griechische Rechtsurkunden aus den östlichen Randgebieten des Hellenismus p. 11 Anm. 2) auf die ich warte (Meißner, AJSL 47 p. 178), wird in die *b.* zurückfließen".

2) Daß dieses „Festhalten" eine Protokollaufnahme bedeutet, beweist BIN IV 112 Z. 33 f. (EL 320): *ša ni-iš a-limᵏⁱ ù ru-ba-im* [34] *ší-bu-ti kà-i-lá* „mein bei Stadt und Fürst (beschworenes) Zeugnis haltet fest", d. h. „nehmt zu Protokoll". EL 241 Z. 6 f. ist zu übersetzen: „was bei der Stadt beschworen ist, haltet fest (d. h. nehmt zu Protokoll), nämlich, daß du mich, der ich dir nichts schuldig bin, festhältst".

3) *na-ba-ta-am* zweifelhaft.

4) Lies *ip-lu-šu-ma*.

5) Bei *ip-ra-ra-am* liegt Dittographie von *ra* vor.

6) *ašpukumma* schlecht für *ašpukamma*.

7) Dies wohl zum Zeichen der Trauer.

8) *wabartum* gehört, wie mir Landsberger bemerkt, zu dem Stamme des allgemein-akk. *ubāru*, dessen Deutung als „Gast" bzw. „Fremdling" Meißner in seinen interessanten Studien zu den assyrischen Sprichwörtern, MAOG III 3 p. 45 auf Grund des Parallelismus mit *nakru*, Reisner, SBH Nr. 25, 32

Baruli[1] hinauf. Folgendermaßen (sprachen) [27] sie (d. h. die Barulu): „Wir werden suchen[2],“ [28] und wenn sie sich als verloren herausstellen, [29] werden wir (sie) ersetzen“.

Nr. 4 Z. 8: Daß *šamk/qanu* (so anzusetzen, Singular!), „Personal“ bedeutet, erscheint mir auf Grund der in der Anmerkung von Lewy beigebrachten Zitate um so weniger erwiesen, als in dem Text BIN IV 31 Z. 43 f. ein Angestellter selbst schreibt, deine *š.* ist wohlbehalten. Lewy vergleicht die Wendung *unūtka u šamkakka šalmū* (Z. 7—9) mit *bītka ū ṣuḫārūka šalmū*, „dein Haus und Gesinde ist wohlbehalten“ (VAT 9290 Z. 23 f., zit. nach Lewy, KTHahn p. 7; ähnlich CCT II 38 Z. 32f.), was aber insofern nicht passend ist, als sich die letzte Meldung auf die Wohlbehaltenheit des Hausstandes, die erste auf die Wohlbehaltenheit des Transportes bezieht.

Nr. 5 enthält in seinem ersten Teil die Bitte des Briefschreibers an seine „Schwester“, ihm für seine letzten Tage Unterkunft zu gewähren. Der Text lautet: „[1—2] An A schreibt K. [3, 4] Wenn du wirklich meine Schwester bist und mich in Wahrheit liebst, [5] ich habe keine Kraft[1], werde (bald) sterben[2] [6] und habe keinen Boden (unter den Füßen). [7, 8] Früher ist mein Bescheid nicht an dich gekommen (d. h. habe ich dich nicht belästigt), [9, 10] jetzt ist mein Bescheid an dich gekommen, und du [11, 12] schicke[3] (d. h. schreibe) mir ein Wort und ich will kommen“.

Nr. 6: Der erste Teil (Z. 2—9) enthält den Auftrag zum Einkauf von Gewürzen und Kleidern fürs Gesinde[4], der zweite Teil (Z. 10—26) die Aufforderung, falls möglich, d. h. falls der Adressat in seiner Bewegungsfreiheit, wohl durch gerichtliche Verfügung, nicht mehr behindert ist, selbst zum Briefschreiber zu kommen, andernfalls einen gewissen K_2 mit der Überbringung von Öl und einer Urkunde zu betrauen. Dieser Teil lautet: „[10—11] Wenn du, sobald K kommt, [12—15] die Erlaubnis[5] . . .[6] wiedererlangst, halte ihn (nur) einen Tag auf, [16] dann mach dich auf und komm her. [17—19] Die Š laß bei[7] W, dem Sklaven, zurück. [20] Man soll sie nicht gehen lassen. Wenn [21] das Wort verbindlich ist (d. h. du die Erlaubnis nicht erlangst), [22—24] dann schicke gutes Öl und die Urkunde mit K_2 her und sobald [25] der *kārum* sich beruhigt, [26] mach dich auf und komm her.“ Z. 27—28: „Š möge bei der Tür schlafen“ bedeutet wohl „er möge aufpassen“.

Nr. 7: *aṣbatma* Z. 4 würden wir übersetzen „beschlagnahmte ich“. Das beschlagnahmte Silber, von dem die Rede ist, haben anscheinend die in Z. 5, 6 genannten Personen widerrechtlich fortgenommen und muß daher auf ihr Risiko (so *a šu-mi-šu-nu-ma*, Z. 9) zu dem Briefschreiber zurückgebracht werden. *kīma* in Z. 20 scheint uns keinen Sinn zu geben und ist wohl ein Versehen.

Nr. 9 berichtet von einem Häuserkauf, den die Briefschreiber für den Adressaten vorgenommen haben. Anscheinend ist von einem Haus in Assur die Rede, wenigstens deutet hierauf der Schluß des Briefes hin, in welchem der Adressat aufgefordert wird, für die ihm obliegende Verpflegung[8], nämlich für Frau

---

erschlossen hat. Nicht zutreffend erscheint mir allerdings, wenn dieses Wort wie bisher (Delitzsch, HWB p. 10) von der Wurzel חבר „Freund“ abgeleitet wird, auch ist nicht einzusehen, wie *ubāru* „Untertan“ allgemein bedeuten sollte (in Knudtzon, Amarna 20 Z. 73 wird es nicht synonym zu den Untertanen gebraucht, vielmehr dürfte es gerade auf eine von der einheimischen Bevölkerung verschiedene Einwohnerschicht, nämlich auf die Metöken hinweisen). Gleichsetzung mit *nakru* findet sich auch CT 41 pl. 31 Z. 25, wo eine Omendeutung erklärt wird: *u-ba-ri ana bīti-šu ir-ru-ub*, „ein *ubāru* wird in sein Haus eintreten“. Im Kommentar dazu wird *ubāri* = *nakri* gesetzt, dafür ferner die alternative Erklärung (*šaniš*) gegeben: *ina ali-šu ana a-ḫi-i i-ta-ri* „in seiner Stadt wird er zu einem Fremdling werden“. Vgl. sodann, außer den bei Meißner gegebenen Zitaten, Gilgameš-Epos, KB VI 256 Z. 15: *ki-ma u-ba-ra-ta-ma*, „wie ein Fremdling“, sowie CT 40 pl. 50 Z. 45 (Nötscher, Orientalia 51—54 p. 186): *ubar ḫadē iteḫḫišu*: „ein freudig (begrüßter) Gast wird zu ihm kommen“. *iṣṣūru ubāru* (Stellen bei Nötscher, a. a. O. p. 192) deutet somit auf einen Zugvogel hin, ebenso sollen die vielen mit *ubāru* gebildeten Eigennamen (etwa BE Serie B III p. 170f.) auf ein Metökenverhältnis des Namenträgers hinweisen. (Häufig ist *ubāru* in den hethitischen Quellen, etwa KUB II 5 I 7; X 1 I 15; XI 20 II 24 — die Hinweise verdanke ich einer Zusammenstellung von Herrn Professor Tenner zu Leipzig —, wo es nach Auskunft einiger von mir befragter Hethitologen noch völlig ungeklärt ist, aber wahrscheinlich „Gast“ oder „Metöke“ bedeutet.)

wabartum, dessen Wurzel sich, wie bereits Lewy KTHahn p. 5 erkannt hat, in *bīt ubri*, „Fremdenherberge“ findet, bedeutet somit „Fremdenniederlassung“ und nicht „Militärposten“ oder „Station“, wie Lewy, a. a. O. und OLZ 1926 p. 964f. sowie Christian WZKM 35 p. 307f. annimmt. Damit dürften alle die Folgerungen entfallen, die hieraus für die militärischen und politischen Verhältnisse Kappadokiens gezogen worden sind (s. unsere Auffassung Sp. 210 Anm. 3 unter Nr. 9). Übrigens würde zu *wabartum* „Militärposten“ auch kaum passen, daß seitens des *wabartum* gerichtliche Entscheidungen ergehen können, etwa EL 267, 271 (zu dem angeblichen *wabartum* von Ḫaḫum — KTHahn p. 6 — einem Orte der sonst als *kārum* bezeichnet wird, vgl. EL 255 Anm. a, wonach *ešertum*^{tum}, „ein Zehn-Männerkollegium“ zu lesen ist).

Wodurch sich *kārum* und *wabartum* voneinander unterschieden haben, vermögen wir nicht anzugeben. Möglicherweise war lediglich die jeweilige Lage der Ansiedlungen bestimmend für ihre Bezeichnung, galten also außerhalb der Eingeborenenstadt gelegenen Niederlassungen als *kārum*, solche innerhalb der Stadt als *wabartum*. Hierzu würde Hroznýs Feststellung über die Lage des *kārum Kaniš* (Syria 8 p. 5f.) passen, sodann Landsbergers (AHK p. 8) Beobachtung, daß an *wabartum* der Name der Stadt stets mit *ša* angeschlossen wird.

1) Baruli weist anscheinend auf die Leute hin, die für die Herberge verantwortlich waren.

2) Wir lesen Z. 19: *lu ni-iš-e*.

1) Wie Lewy, KTHahn p. 9 Anm. a für CCT IV 26 b Z. 10 vorschlägt, möchten wir auch hier wie in CCT III 7a Z. 16 *al-ti-e* von *le'û* ableiten.

2) Ich würde *a*(!)*-mu-wa-at-ma* lesen.

3) Man erwartet *qarībīma*.

4) So *a ṣuḫāri* Z. 8.

5) Ich würde Z. 12 *ma-ga-ru-um* lesen.

6) *a-na iš-ri-šu*, Z. 13, ist mir unklar. Ob *išru* mit *ašru* identisch ist?

7) So *i-na ša-ḫa-at* (Z. 17, 18) eigentlich „zur Seite“. Mit dem Verbum *šaḫātum* hat dies wohl nichts zu tun.

8) *a-na ḫu-ur-ši-kà*, Z. 32, „für die dir obliegende Verpflegung“. Ob *ḫuršum* in KTHahn 23 = EL 180 Z. 4 u. 10 für *bīt ḫuršim* steht (so auch, wie bereits Lewy KTHahn p. 15 erwähnt, in den altassyrischen

und Kind zu sorgen. Diese wie die Briefschreiber werden sich somit in der Heimatstadt Assur aufgehalten haben, während der Adressat fern von ihr, in Kleinasien, weilte[1].

Nr. 13 ist ein recht interessanter Brief. An die Adressaten waren Kleider gegangen, die von ihnen entweder eingelagert (*pazzuru*) oder in den Palast zur Erhebung von Abgaben (*nišḫātu*) gebracht werden sollten (Z. 1—11). Nach dem Zusammenhang muß es sich bei diesen Abgaben um Verkaufssteuern handeln, die der einheimische Fürst erhob, bevor die Waren für den Verkauf freigegeben wurden. Wir ersehen weiterhin aus Z. 11 f., was wir allerdings schon wußten[2], daß sich der Palast am Kleiderhandel beteiligte; möglicherweise hat ihm sogar hierbei ein Vorkaufsrecht zugestanden[3], das allerdings davon abhängig gewesen wäre, daß eine Barzahlung[4] erfolgte. Sollte der Palast, so wird Z. 28f. ausgeführt, die Kleider nicht übernehmen, so sollten sie in Kaniš oder, bei fehlender Absatzmöglichkeit dortselbst, an einem anderen Orte verkauft werden[5].

Im einzelnen sei bemerkt: Z. 22f. dürfte zu übersetzen sein: „Gleichzeitig [23] soll mich der Bescheid des Palastes zum Aufbruch bestimmen (?) [24, 25] und daher schicke mir klare Botschaft[6], ob ich kommen soll oder nicht". *kunukki udiāma*, Z. 30f., möchten wir übersetzen: „Bezeichnet sie (macht sie kenntlich) mit Siegeln". *maḫāia*, Z. 35 identifiziert Lewy mit dem bekannten *maḫḫû*, worunter eine Priesterklasse[1], allerdings kaum ein Traumdeuter[2], zu verstehen ist. Dies scheint aber nach unseren Texten nicht möglich zu sein. Auffallend ist schon, daß einzelne Personen ihren eigenen *m.* haben[3], sodann, daß der *m.* vielfach, wie hier, eine kaufmännische Tätigkeit ausübt[4] (s. die Stellen bei Lewy, KTHahn p. 21), schließlich müßte „mein Priester" *maḫḫūi*, nicht *maḫḫāi*, und das Femininum *maḫḫūtum*, nicht *maḫḫātum* (so aber BIN IV 17 Z. 12) lauten. Unter Berücksichtigung der verschiedenen Belege in unseren Texten möchten wir in *maḫā'u*, etwa einen Angestellten oder Verwalter, vielleicht einen Hausverwalter, sehen. *kaspum ana panīia limḫuranni* Z. 43, 44, dürfte zu übersetzen sein: „Das Silber möge mir entgegenkommen".

Nr. 14 berichtet in seinem ersten Teil (Z. 1—39) von Differenzen, die der Briefschreiber mit dem *rabi sikkitim* von Waḫšušana, wohl dem höchsten Beamten des einheimischen Fürsten hatte. Der Sachverhalt ist nur zum Teil zu ermitteln. Anscheinend hatte der *r. s.* fremdes Kupfer, solches des Briefschreibers verkauft, das er später diesem zurückliefern wollte. Mit Rücksicht auf diese seine Forderung muß dem Briefschreiber irgendein Recht an dem erzielten Erlöse zugestanden haben. Der mit dem Verkauf des Kupfers und dem Transport des erzielten Erlöses betraute Büttel (*radûm*) des *r. s.* vereitelte dieses aber; es wird Z. 12f. berichtet, dieser Büttel habe das erlöste Silber und Gold in seinen Kästen versiegelt und nach Waḫšušana zum *r. s.* gebracht[5]. Darüber hinaus wäre er im Begriff gewesen[6], auch andere, leere Kästen[7] zum *r. s.* zu bringen (Z. 17—20), für die der Briefschreiber anscheinend einstehen mußte. Der Text fährt fort: „[21, 22] Hier wendete sich der *kārum* mir zu[8] und (sprach) folgendermaßen: [23] 'Die Kästen, in welchem Zustand sie auch sind, [24] nimm sie ihm fort, . . .'[9]

Königsinschriften, AOB I p. 93 Anm. 3), vermögen wir nicht zu entscheiden. Sehr wahrscheinlich ist dies allerdings, vgl. die Vorbem. Eißers z. St.

1) Von Häuserkäufen ist, soweit wir sehen, ansonsten nur höchst selten die Rede. EL 9 u. 107 erwähnen solche, sodann die Briefe Contenau 6 (bearbeitet SATK p. 78f.) sowie TC II 2, wo wir Zeile 3f. lesen: *a-šu-me bītīti* [4] *ša ta-áš-pu-ra-ni* [5] *šu-ma ni-iš-ta-a-ma-kum* [6] *kaspam i-ra-me-ni-a* [7] *ma-la ša-qá-li-im* [8] *a-ša-qalma té-er-ti* [9] *i-lá-kà-kum a-wi-lu* [10] *kaspam ma-dam e-ri-šu* [11] *a-ší-a-tí nu-ta-qá* [12] *šu-ma lá ku-a-tí ša-ím-šu-nu* [13] *ú-mu-ri qá-ab-li-tim* [14] *ú-li-ba-ší šu-ma* [15] *ta-da-nu-um i-ta-ab-ší* [16] *a-na-ḫi-id-ma a-ša-a-ma-ku-šu-nu* [17] *ú kaspam i-ra-me-ni-a* [18] *a-ša-qal*; „[3] was die Häuser betrifft, [4] von denen du an mich geschrieben hast, [5—8] so werde ich, wenn wir für dich kaufen werden, das Geld, so viel zu zahlen ist, von meinem eigenen zahlen (d. h. auslegen) und mein Bescheid (hierüber) [9] wird dir zugehen. Die Leute [10] verlangen (zu) viel Geld. [11] Deshalb warten wir (noch etwas). [12] Außer dir wird ein Käufer für sie [13] in der nächsten Zeit . . . (*ú-mu-ri* wörtlich: heute und morgen = *ummam urram*; *qablītim* verstehe ich nicht) [14] nicht auftreten. Wenn [15] der Verkauf stattfindet, [16] werde ich aufpassen, sie für dich kaufen [17] und das Geld von meinem eigenen bezahlen (d. h. auslegen)".

Während die beiden Rechtsurkunden (EL 9 u. 107) von Häusern handeln, die in Kappadokien gelegen waren, können sich die beiden Briefstellen ebenso auf Häuser in der Stadt Assur beziehen.

2) Vgl. etwa AHK p. 24.

3) Hierauf deutet Z. 11f. hin: [*šu-ma*] *ēkallumlum* [12] *ṣubātīši-a a-na ší-mì-*[*im i-la-qi-m*]*a* usw. So auch schon Lewy KTHahn 13, Anm. zu Z. 8f.

4) So wohl *i-na ri-iš ṣubātīši-*[*a kaspam*] *i-ša-qal*, Z. 13f., 27f. vielleicht: „Zu Häupten der Kleider", d. h. „bei Übernahme der Kleider wird er das Geld darwägen"; vgl. jedenfalls den Gegensatz Z. 14f.: [*šu-ma*] [15] *a-na ší-mì-im i-lá-q*[*i-ma*] [16] *kaspam lá i-ša-qal*.

5) Auch hier sehen wir, daß Kleider von Assyrien nach Kappadokien eingeführt worden sind, vgl. Sp. 212 zu Anm. 6.

6) Z. 24 ist wohl *za-*[*ku-ut*] usw. zu lesen.

---

1) *maḫḫû* eigentlich „der Verrückte" wie etwa ἔνθεος, vgl. sum. dingir-gub-ba, näheres zuletzt bei Langdon, JRAS 1932 p. 391f.

2) Dies wäre *ša'ilu* oder *pašir šunāti*, s. etwa Meißner, BuA II p. 243.

3) Die einzige, noch dazu kaum verständliche Stelle, VAT 9295, wo nach Lewy, KTHahn p. 21 auch bei *kumrum* „Priester" ein Personalsuffix verwendet wird, scheint uns für die gegenteilige Meinung nicht durchschlagend zu sein.

4) Mit der geschäftlichen Tätigkeit gewisser Priesterinnen im alten Orient, wohl als Vertreter des Tempels, läßt sich dies nicht vergleichen. Wo schließt etwa in altbabylonischer Zeit ein *maḫḫû* geschäftliche Verträge ab?

5) *iskum*, Z. 13 als „Ladung" scheint mir nicht gesichert.

6) so *īziz*, Z. 20.

7) Der Text fügt hinzu: *ša Ḫa-ra-na-a-ma*, worunter ich den Titel eines Beamten, vielleicht eines solchen, der für die Transportmöglichkeiten zu sorgen hat, verstehen möchte.

8) So wohl *ip-nu-a-ma*, Z. 22. Diese Übersetzung paßt für sämtliche Belege, die Lewy KTHahn p. 24f. gibt, während die Übersetzung, „er war günstig, freundlich" vielfach nicht gut möglich ist, so etwa VAT 9226, wo wir nach Lewy, a. a. O. lesen: [18] *ù i-a-am kaspam* [19] *a-na* Š [20] *pa-nu-im ta-za-az*; vgl. auch KTP 8 Z. 4f., KTHahn 17 Z. 3 (weiterhin im Text).

9) *ša Ḫa-ra-na*, vgl. Anm. 7.

[25] ...[1]; die Kästen [26—28] führte er nicht zum *r. s.* hinauf, vielmehr brachte er sie in mein Haus. Folgendermaßen (sprach) ich (d. h. der Briefschreiber zum Büttel des *r. s.*): [29] 'Geh, meinen Angestellten, der mit dir [30] das Silber gekauft hat[2], hole herbei, [31, 32] und dann reinigt euch beide.' Hätte er (der Büttel) die leeren Kästen zum *r. s.* [33] hinaufgeführt, so hätten wir sie in Burušḫatum [34, 35] oder hier von uns aus ersetzen müssen (?). [36] Hört ihr nicht des öftern, [37, 38] was für ein unzuverlässiger Mensch[3] er (der *r. s.*) ist, bald gibt er, [39] bald nimmt er" usw. In Z. 44 ist in der Umschrift und Übersetzung *kaspam* ausgelassen. Das Unmögliche *lá-qá-ta* würde ich, einer Vermutung Landsberger folgend, in *lá-pí-ta* korrigieren und übersetzen: „Verbucht das Silber" usw.

Nr. 16: Der Briefschreiber führt zunächst aus (Z. 1—20), er habe das Kupferkonto eines gewissen S beim Hause des *kārum* erworben (Z. 12f.). Sollte dieser S über das Konto zu verfügen versuchen (Z. 4f.), so sollten die Adressaten dies verhindern (Z. 10f.). Überhaupt sollte, wenn S irgendwelche Kupferansprüche geltend machte (so wohl Z. 14f.), untersucht werden, zu welchem Posten dieses Kupfer gehöre. „Wo es sich herausstellt, daß das Kupfer hingehört, dort soll es hin", so möchten wir die Worte übersetzen: [19] *a-li* [20] *erûm i-bu-ru erûm* [21] *šu-ut li-ir-dí.*

Der zweite Teil (Z. 21—32) berichtet zunächst (Z. 21—23), die *wabartum* von Šaladuar habe 9 Kleider und 3 Minen Blei, dem Briefschreiber gehörig, beschlagnahmt mit der Begründung: [23] *da-me-e* [24] *ša a-hi-kà ni-ik-šu-ud.* Lewy glaubt, *damē* möglicherweise mit dem aramäischen דמן „Wert" zusammenbringen zu können und übersetzt die fraglichen Worte: „die Werte(?) deines Bruders erlangten wir". Gegen diese Übersetzung bestehen jedoch erhebliche Bedenken. Das Wort *damē* kommt in den kappadokischen Texten, soweit wir sehen, nur noch TC II 12 Z. 7 vor. Es wäre nun recht merkwürdig, wenn ein so spezifisch handelsrechtlicher terminus wie „Wert" nur so selten auftauchen sollte. Aber auch sachlich wäre die Entgegnung des Briefschreibers auf die Beschlagnahme nicht zu verstehen, [25] *mì-ma da-me-e lá ik-šu-du,* „irgendwelche Werte erlangten sie nicht", dies, obwohl vorher berichtet war, daß bestimmte Gegenstände beschlagnahmt worden sind[4]. Wir bleiben daher dabei, *damē* von *damū* „Blut" abzuleiten und hierin irgendwelche Sühneforderungen zu sehen, was sowohl zu TC II 12 paßt als auch die Entgegnung des Briefschreibers auf die Beschlagnahme erklärlich macht, daß nämlich eine Sühneforderung nicht bestände.

Nr. 17: Der Briefschreiber Š teilt mit, er habe sich mit Š über bestimmte finanzielle Fragen geeinigt (Z. 1—4). Š werde sich durch seine Stellvertreter eine Tafel des *kārum* besorgen (Z. 5f.); diesen Vertretern sollte der Adressat beistehen (Z. 16—22), ohne allerdings nach außen kundzutun, daß er für den Briefschreiber tätig sei (Z. 25—31). Aus welchem Grunde diese Heimlichkeit erfolgt, vermögen wir nicht einzusehen. Wir übersetzen den Text: „[1, 2] An P schreibt S. Hier [3] wandte ich mich an Š, [4] er war mir zu willen (hat sich mit mir geeinigt). Folgendermaßen (sprach) [5] ich: „An die Adresse [6] deiner Vertreter sende (Botschaft), [7] und (dann) mögen sie für dich eine Tafel des *kārum* [8] nehmen". [9] Die 5500 Kupfer [10, 11] des E, die sich A verschafft hat[1], [12, 13] soll er zurückgeben und dann wollen wir sie gemäß (den Anteilen an) unserm Geschäftsvermögen teilen[2]. [14, 15] 10 Minen Silber will ich dem P gewähren. [16] Mein Vater bist du, mein Herr bist du[3]. [17—19] Dort steht dem H und I (den Vertretern des Š) bei[4]; gemäß [20] der Botschaft des Š [21, 22] nehmt eine Tafel des *kārum* und (dann) will ich dir die 10 Minen Silber [23] gewähren. Die Urkunde [24] gib dem A, [25—27] daß er sie mir herbringe. Ich habe hier mit der Sache nichts zu tun[5]. Wenn ihr [28] (den *kārum*) angeht, sollt ihr meinen Namen [29] nicht nennen, auch in [30] der Botschaft sollen sie meinen Namen [31] nicht kenntlich machen".

1) *as-li-ma* verstehe ich nicht.

2) Man erwartete, „der mit dir das Kupfer für Silber verkauft hat".

3) So *awilum nabalkātim* (für *nabalkatātim*) *malū*, wörtlich etwa: „Ein Mensch, voll von Änderungen".

4) „Anrecht auf Vermögenswerte" zu subintellegieren, so Lewy in der Vorbemerkung zu Nr. 16, tragen wir Bedenken, abgesehen davon, daß dies zu TC II 12 schwerlich paßt, wo wir Z. 6 f., lesen: *kaspam* 1 *šiqlam* [7] *ša da-me ša ṣú-ḫa-ri-im* [8] *ma-lá* E. *mēr* K. [9] *il-qí-u li-qí-ma* [10] *šé-bi-lam*; „das Silber, ein Šekel [7] das des *d* des Minderfreien (bzw. für den Minderfreien), [8] soviel E., der Sohn des K. [9] genommen hat, das nimm [10] und schick es her.

Das Institut Français de Damas und seine Veröffentlichungen.

Von Richard Hartmann.

Es gehört zu den besten Traditionen Frankreichs, daß es der politischen Festsetzung in fremden Landstrichen deren wissenschaftliche Erforschung auf dem Fuße folgen läßt. Diese in großartigster Weise bei der napoleonischen Expedition nach Ägypten begründete Tradition wurde auch bei der Übernahme des syrischen Mandates befolgt. Von der prachtvollen Zeitschrift Syria sind bereits 12 Jahrgänge abgeschlossen. Und unter den Auspizien des Haut-Commissariat de la République Française en Syrie et au Liban erschien eine stattliche Reihe von Bänden der Bibliothèque archéologique et historique. Schon 1922 erhielt die wissenschaftliche Forschung im Lande selbst einen festen Mittelpunkt in dem Institut Français d'Archéologie et d'Art musulmans in Damaskus; und 1928 wurde an ihm eine Section scientifique des Arabisants konstituiert, die

1) Wörtlich: Die A seinem Anteile nahegebracht hat.

2) Wörtlich: Nach der Geschäftsbarschaft unseres Geldes.

3) Ob derartige Bezeichnungen bloße Floskeln sind, oder auf ein bestimmtes Abhängigkeitsverhältnis hindeuten, vermögen wir nicht zu entscheiden.

4) Vgl. für *i šaḫāt* unsere Bemerkung Sp. 216 Anm. 7.

5) *a-na-ku a-na-kam ú-lá u-ší-ba-ma ú-lá a-za-az*, „ich saß nicht hier und stand nicht"; „ich war nicht da" als Ausdruck per merismum für „ich habe mit der Sache nichts zu tun"; vgl. IV[2] R 61 col. I Z. 28: *a-ta-ab-bi ú-šab*, was im Munde der Ištar bedeuten muß, „ich bin immer da". Vgl. für derartige Ausdrücke per merismum im Arabischen, wo sie in Hülle und Fülle auftreten, Fischer, Streitberg-Festgabe p. 46f.

1929 einen Band Mélanges[1] veröffentlichte, während zahlreiche andere Arbeiten ihrer Mitglieder teils als selbständige Bücher, teils in verschiedenen Zeitschriften erschienen. Ende 1930 sind diese Organisationen in dem neu geschaffenen Institut Français de Damas aufgegangen, das nun eine Reihe von Serienpublikationen herausbringt: 1. Ein jährlich in einem Bande erscheinendes Bulletin d'Études Orientales, das kürzere Untersuchungen und Aufnahmen, sowie Buchbesprechungen und einen Jahresbericht des Instituts enthält — ein erster Band 1931 liegt vor[2]. 2. Als gesonderte Bände erscheinen die Documents d'Études Orientales, die in erster Linie der Aufnahme und Publikation von Denkmälern („travaux d'inventaire") dienen. 3. Schließlich sind Mémoires de l'Institut Français de Damas geplant, die größere Untersuchungen, Texteditionen und Übersetzungen bringen sollen.

Die bisher vorliegenden Veröffentlichungen, über die hier kurz berichtet werden soll, geben einen starken Eindruck von der Vielseitigkeit der Aufgaben, die sich das Institut gestellt hat, und der Gründlichkeit, mit der sie in Angriff genommen werden.

Auf archäologischem Gebiet ist neben den „Fouilles à Palmyre" von J. Cantineau (Mél., S. 1—15), über dessen Arbeiten zur palmyrenischen Epigraphik und Archäologie oben Sp. 41 f. gesondert im Zusammenhang referiert ist, zunächst die Abhandlung von J. Lassus über „Deux Églises cruciformes du Hauran" (Bull., S. 13—48), nämlich die jetzt im Besitz der römischen Katholiken befindliche Eliaskirche in Ezraa und das Martyrion in Ṣaqra, zu nennen, die — mit einigen anderen syrischen Kirchen zusammengenommen — die Feststellung eines neben der Basilika und dem Zentralbau dritten, kreuzförmigen Typs erlauben.

In das Gebiet der islamischen Archäologie fallen außer einer Arbeit von Khaled Moaz (Mél., S. 65—74), dem es gelingt, aus der von Sauvaire übersetzten Beschreibung des Nu'aimī und dem auf Ḥaleb hinweisenden archäologischen Befund das sog. Qabr Ṭalḥa in Damaskus mit der Turba des Emirs Faḫr ed-Dīn Ibrāhīm b. al-Muqaddam, gest. 597 H., zu identifizieren, zwei hervorragende Abhandlungen von J. Sauvaget. Die eine gibt unter dem Titel „Poteries syro-mésopotamiennes du XIVe Siècle"[3] eine Beschreibung einer Sammlung von Krugscherben mit durch Model hergestelltem Reliefschmuck. Die jetzt im Museum des Institut Français befindliche Sammlung entstammt einer wilden Grabung in as-Ṣāliḥīje 1925/6, die eine Töpferwerkstatt bloßgelegt haben muß. Technik und Motive erinnern stark an mesopotamische Keramik; vorkommende Mamluken-Wappen weisen auf das 14. Jh. hin. Das einleuchtende Ergebnis der ausgezeichneten Einleitung ist, daß die Ware von Töpfern aus dem mittleren Euphratgebiet (ar-Raqqa?) herrührt, die vor dem Mongolensturm nach Damaskus geflohen sind. In der anderen „L' Enceinte primitive de la ville d' Alep" (Mél., S. 131—159) gelingt Sauvaget in einer glänzend durchgeführten Prüfung der historischen Nachrichten (bes. Ibn Šiḥna) an dem topographischen Befund die Feststellung des Verlaufes der Stadtmauer des Nūr ed-Dīn, der des Ẓāhir Ghāzī und seiner Nachfolger, schließlich des Bars-Bāj: die Zitadelle saß ursprünglich quer rittlings über der Ostmauer; die heutige Ostmauer benützt einen 962 von den Byzantinern angelegten Belagerungswall, der später von den Ejjūbiden als Vormauer ausgebaut wurde und in der Mamlukenzeit schließlich die alte Ostmauer ersetzte[1].

An diese archäologisch-historischen Arbeiten schließen sich mehrere mehr soziologisch orientierte zur Geschichte, Volkskunde und Anthropogeographie. L. Massignon untersucht in einer geistreichen Abhandlung, ausgehend von der Stellung der jüdischen „banquiers de la cour" am 'Abbāsidenhof des 10. Jh. „L' Influence de l'Islam au Moyen-âge sur la Fondation et l' Essor des Banques juives" (Bull., S. 3—12), um die Vermutung zu wagen, daß die Stellung der Juden im Bankwesen auch des Abendlands ihren Ursprung im islamischen Staat habe. J. Gaulmier behandelt (Bull., S. 137—152) die „Pèlerinages populaires à Hama" (unter Benützung von Aḥmed Ṣābūnī, *Ta'rīḫ Ḥamā*, aber nicht der älteren arabischen Literatur), während R. Thoumin, „Le Culte de Sainte Thècle dans le Jebel Qalamūn" (Mél., S. 161—180) darauf hinweist, in welch eigenartiger Mischform sich dieser Kult auch nach der Islamisierung der Bevölkerung erhalten hat (dabei beachtenswerte Beschreibung der Ruinen von Mār Taqlā in Mnīn). Siedlungskundlich höchst lehrreich ist die Behandlung von „Deux Quartiers de Damas", dem Christenviertel von Bāb Muṣallā und dem Kurdenviertel in aṣ-Ṣāliḥīje durch denselben Verfasser (Bull., S. 99—135), der außerdem in Bd. II der Documents „La Maison Syrienne dans la plaine hauranaise, le bassin du Baradā et sur les plateaux du Qalamūn"[2] nach dem Baumaterial: Erde, Kalkstein, Basalt — je nach der Bodenbeschaffenheit —, nach der mannigfachen Bautechnik, nach dem Grundriß untersucht, worauf anschließend noch die heute mehr und mehr verschwindende Dekoration in Ton besprochen wird. Endlich seien hier noch die „Notes sur la pêche du silure dans la vallée du Ghāb" (im Orontes) über wirtschaftliche Form und Bedeutung desselben angefügt (Mél., S. 18—25).

Unter den philologischen Arbeiten ist an erster Stelle die weittragende Untersuchung von J. Cantineau „De la place de l' accent de mot en hébreu et en araméen biblique" (Bull., S. 81—98) zu nennen. Cantineau sucht die masoretische Betonung des Hebräischen und Aramäischen so zu erklären, daß

1) Mélanges de l' Institut Français de Damas (Section des Arabisants). Tome I (1929). Beyrouth: Imprimerie Catholique 1929. (181 S. mit 21 Tafeln.) 8°. (Abgek.: Mél.)

2) Bulletin d' Études Orientales. Tome I, Année 1931. Le Caire: Imprimerie de l' Institut Français d'Archéologie Orientale; Paris: Ernest Leroux. (223 S. mit 7 Tafeln.) 4°. (Abgek.: Bull.)

3) Sauvaget, Jean: Poteries Syro-Mésopotamiennes du XIVe Siècle. Paris: E. Leroux 1932. (26 S. mit 49 Taf.) 4°. = Documents d'Études Orientales de l' Institut Français de Damas. Tome I.

1) Eine hochverdienstliche weitere Arbeit zur Archäologie von Ḥaleb stellt des Vf.s Inventaire des Monuments Musulmans de la ville d'Alep (Revue des Études Islamiques 1931) dar.

2) Thoumin, R.: La Maison Syrienne dans la Plaine Hauranaise, le Bassin du Baradā et sur les Plateaux du Qalamūn. Paris: E. Leroux, 1932. (39 S. mit 35 Taf. u. 1 Karte.) 4°. = Documents d' Études Orientales. Tome II.

auf einer früheren Stufe durchweg die Paenultima betont war; gewisse Erscheinungen im Kanaanäischen (Behandlung des alten ā) legen aber nahe, daß das Altkanaanäische einmal wie das Arabische einen veränderlichen Akzent hatte, so daß die Fixierung auf die Paenultima eine Neuerung des „Protohebräischen" (und des „Protoaramäischen") wäre. Die mit aller nötigen Vorsicht vorgetragene Hypothese zeichnet sich durch ihre große Einfachheit aus. G. Saussey, „Les mots turcs dans le dialecte arabe de Damas" (Mél., S. 75—129) gibt nach allgemeinen Vorbemerkungen ein umfassendes Wörterverzeichnis nach unserem Alphabet, das auch die vielen ursprünglich arabischen Wörter enthält, die in der osmanischen Amtssprache eine technische Bedeutung angenommen haben.

Als ganz besonders erfreulich ist schließlich hervorzuheben, daß die moderne geistige Entwicklung des Orients eingehende Berücksichtigung findet. In Mél., S. 27—64 spricht J. Lecerf als Einleitung zu einer Reihe von Einzelrezensionen unter dem Titel „Le mouvement philosophique contemporain en Syrie et en Égypte" über die Einstellung der Orientalen zum abendländischen Denken, in der sich bei aller Anerkennung seiner Nützlichkeit zwei Empfindungen mischen: 1. „idée moderne étrangère et suspecte", 2. „et d'ailleurs déjà professée par les anciens". Bedauerlich scheint mir bei der höchst lehrreichen Arbeit, daß der Vf. (wohl absichtlich?) von der Religionszugehörigkeit der verschiedenen arabischen Autoren nichts sagt; sie ist — trotz allem — für das Verständnis wichtig! Derselbe Vf. widmet Bull., S. 153—186 eine besondere Studie „Šiblī Šumayyil, metaphysicien et moraliste contemporain" (gest. 1916) und der Wirkung dieses Mannes auf die heutige Schriftstellergeneration, während E. Saussey (Bull., S. 49—80) Manfalūṭī's „Adaptation arabe de Paul et Virginie" prüft, die nicht die Ideen des Verfassers dem orientalischen Publikum vermittelt, sondern ihren Erfolg der Tatsache verdankt, daß der Orient sich in dieser Adaptation selbst wiederfindet.

Es mag hier noch beigefügt sein, daß unter den Buchbesprechungen des Bulletin die Werke orientalischer Autoren einen breiten Raum einnehmen, was dem abendländischen Leser gewiß besonders willkommen ist.

Der hier kurz skizzierte Inhalt der Veröffentlichungen spricht wohl für sich selbst. Hervorgehoben sei, daß besonders die Documents, aber auch die anderen Publikationen mit vortrefflichen Abbildungen ausgestattet sind. Der Bericht über die „activité de l'Institut" (Bull., S. 217—221) nennt eine ganze Reihe von weiteren Forschungen, die noch im Gange sind, und die kein geringeres Interesse erwecken werden als die bisher veröffentlichten.

Die Bedeutung der ethnischen Bezeichnungen „Yao" und „Man".

Von Fr. Jäger.

Im 2. Kapitel seiner „Geschichte des chinesischen Reiches" (S. 36) erwähnt O. Franke unter anderen nichtchinesischen Eingeborenenstämmen in Südchina auch die Yao-tse, eine Bezeichnung, die er durch „Hundesöhne" wiedergibt. Offenbar hat Franke diese Angabe von dem Missionar F. W. Leuschner übernommen, der in einem bereits 1911 erschienenen Aufsatz[1] folgendes ausführte: „*Der Name Yautse bedeutet „Wolfskinder" oder „Schakalskinder". Während man früher annahm, daß dieser Name dem Volke durch Chinesen beigelegt worden sei, um ihrer Verachtung gegen die Yautse Ausdruck zu verleihen, glauben wir jetzt annehmen zu müssen, daß die Yautse aus Pietät gegen den Hund oder Wolf, der in ihrer Geschichte eine große Rolle gespielt hat, diesen Namen angenommen haben. Der Hund oder Wolf ist gewissermaßen als das Seelentier der Yautse anzusehen. Keinesfalls sehen die Yautse den Namen als verächtlich an.*" In einer aus seinem Nachlaß herausgegebenen Monographie[2] wiederholt dann Leuschner die Deutung von „Yautse" als „Wolfs- oder Hundekinder" und weist in diesem Zusammenhang auf den weitverbreiteten Hunde-Mythus hin, dem zufolge das Yao-Volk auf die Verbindung einer chinesischen Kaisertochter mit einem P'an-hu[3] genannten Hunde zurückgehen soll. Neuerdings hat auch W. Koppers in seiner weite Perspektiven eröffnenden Abhandlung „Der Hund in der Mythologie der zirkumpazifischen Völker"[4] die Leuschner'sche Erklärung des Namens Yao-tse übernommen; diese paßt natürlich ausgezeichnet zu seiner These und trotzdem ist sie — falsch.

Daß die chinesischen Wörterbücher (wie z. B. das *K'ang-hi tse-tien*) für 猺 *yao* zunächst die Bedeutung „Name eines Tieres" angegeben, beweist keineswegs die Richtigkeit der obigen Erklärung. In Wirklichkeit ist nämlich das für den Stammesnamen Yao gebräuchliche chinesische Schriftzeichen 猺 nur eine Variante des homophonen Wortes *yao* (傜 oder 徭) „Frondienst"; somit bedeutet Yao-jen bzw. Yao-tse einfach „Frondienst-Leute". Als die Chinesen die heute Yao genannten Stämme unterwarfen, zogen sie diese selbstverständlich

1) Die Yautse in Südchina, in: Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, Bd. XIII (Tokyo 1910/11) S. 237ff. Die oben zitierte Stelle s. auf S. 240.

2) Von den Ureinwohnern Chinas. Erste Nachrichten eines Sachkundigen über das Volk der Jautze in den Bergen der Provinz Kwangtung, Berlin o. J. (1927?). Vgl. S. 44.

3) Die erste Erwähnung der P'an-hu-Legende findet sich im Hou-han-schu (Kap. 116 fol. 1): vgl. Chavannes, T'oung pao Bd. VI (1905) S. 521 Anm. 6, sowie Chi Li, The Formation of the Chinese People (Cambridge 1928) S. 243ff. Ob der seit dem Mittelalter in der chinesischen Mythologie auftretende Name des Weltschöpfers P'an-ku irgendwie mit dem P'an-hu des Hunde-Mythus zusammenhängt, bedarf noch der Untersuchung. [Die Frage eines solchen Zusammenhangs hat jetzt Pelliot verneint: vgl. T'oung Pao Bd. XXVIII (1931) S. 469f.]

4) In: Wiener Beiträge zur Kulturgeschichte und Linguistik, Jahrg. I (1930) S. 359ff., besonders S. 378.

zu Frondiensten und Steuern heran und bezeichneten sie demgemäß als „*Yao*". Die Richtigkeit dieser Deutung bestätigt am besten der Umstand, daß die Chinesen gewisse Stämme auch *Mo-yao* 莫傜 d. h. „nicht Frondienst Leistende" nannten.

Wie im *Sui-schu* (Kap. 31 fol. 11a) berichtet wird, erzählten die in der Präfektur Tsch'ang-scha ansässigen Mo-yao, daß sie wegen der Verdienste ihres Ahnherrn für immer von allen Frondiensten (傜役) befreit seien und aus diesem Grunde so hießen[1]. Nun pflegen bekanntlich die Chinesen, um ihrer Verachtung gegen die Barbaren Ausdruck zu geben, die Namen der meisten Eingeborenenstämme mit dem Klassenzeichen „Hund" zu versehen; so erklärt es sich, daß in dem Stammesnamen 傜 der Radikal 亻 (oder 人) durch 犭 „Hund" ersetzt wurde. Yao ist also eine rein chinesische Bezeichnung und geht keineswegs, wie man vielleicht annehmen könnte, auf ein fremdes Wort zurück.[2]

In ihrer eigenen Sprache nennen sich die Yao *kim-mun* oder *kim-mien* d. h. „Berg-Menschen"[3]; neben diesem Sammelnamen gibt es außerdem für die einzelnen Stämme noch eine Reihe von Sonderbezeichnungen[4]. Es unterliegt nun für mich keinem Zweifel, daß das Yao-Wort *mun* oder *mien* etymologisch dasselbe ist, wie das von den Miao-tse zur Selbstbezeichnung gebrauchte *hmong*, das ursprünglich „Mensch" bedeutet[1]. Daß zahlreiche Völkerschaften sich als die „Menschen" schlechthin betrachten und danach benennen, ist eine aus der Völkerkunde bekannte Tatsache, die keiner Belege bedarf. Wir können aber noch weiter gehen. Bekanntlich werden bereits in den ältesten chinesischen Schriftdenkmälern als Barbaren der vier Himmelsrichtungen folgende aufgeführt: die Ti im Norden, die I im Osten, die Jung im Westen und die Man im Süden[2]. „Welche Bedeutung diesen Namen zukommt", sagt Franke[3], „ob sie vielleicht die verstümmelte Wiedergabe fremder Worte darstellen, wissen wir nicht". Wie ich glaube, läßt sich wenigstens der letzte der vier Namen mit Sicherheit deuten: das Wort *Man* ist offenbar identisch mit *mun* (*mien*) bzw. *hmong*, heißt also einfach „Mensch". Als die Chinesen in alter Zeit auf die Barbarenstämme des Südens stießen, übernahmen sie zu ihrer Benennung das Wort, mit welchem sich diese selbst zu bezeichnen pflegten. Freilich wenn man soweit gehen will[4], auch das Wort *Miao* mit *Man* in Verbindung zu bringen, so überschreitet dies meiner Ansicht nach das Maß des sprachlich Zulässigen.

1) Wenn also Johnson Ling, Recherches Ethnographiques sur la Race Yao dans l'Asie du Sud-Est (Paris 1929) S. 2/3 behauptet, der Ausdruck Yao komme zum ersten Male in einem Gedicht des Tu Fu (712—770) vor, werde aber in den offiziellen Werken jener Zeit noch nicht gebraucht, so ist diese Behauptung ebenso unrichtig wie die folgende (Bull. de l'Ec. Fr. d'Extr.-Or. VIII 1908 S. 150 Anm. 2): „Ce nom de Yao ... apparaît pour la première fois dans un rapport cité par Ma Touan-lin, daté de 1163".

2) Diese Meinung vertritt z. B. Pelliot in seiner Besprechung der oben genannten Schrift von W. Koppers (vgl. T'oung Pao Bd. XXVIII S. 469/70). — In diesem Zusammenhang sei noch die Übersetzung einer auf den Namen Yao bezüglichen Stelle des *Kueï-hai-yü-hêng-tschï* richtig gestellt. Während d'Hervey de Saint-Denys, Ethnographie des peuples étrangers à la Chine, méridionaux (Paris 1883) S. 36 so übersetzt: „Ils se donnent eux-mêmes le nom de Yao (serviteurs), mais plutôt par dérision que par humilité, car ils ne rendent aucun service et se dispensent même de payer le tribut", lautet diese Stelle nach dem Text des *Wen-hien t'ung-k'ao* (Kap. 328 fol. 11a) in Wirklichkeit: „Man bezeichnet sie als Yao (傜), tatsächlich leisten sie jedoch keine Abgaben und Frondienste". Hier steht also nichts davon, daß sie sich selbst als Yao bezeichnen (vielmehr ist das der ihnen von den Chinesen gegebene Name); außerdem sieht man, daß die Worte „mais plutôt par dérision que par humilité" eine Zusatzbemerkung des Übersetzers sind.

3) Vgl. BEFEO VIII (1908) S. 367 Anm. 2. In seinem Cours d'ethnographie indochinoise (Hanoi-Haiphong 1919) S. 88 benutzt A. Bonifacy, der beste Kenner der Ethnographie von Süd- und Indochina, die Aussprachen *mun* bzw. *mien* sogar zur Klassifikation der verschiedenen Yao-Dialekte.

4) Siehe Yen Fu-li (Jäger Fritz) und Schang Tsch'eng-tsu, Kuang-si Ling-yün Yao-jen tiao-tsch'a pao-kao (Bericht über eine Forschungsreise zu den Yao-Stämmen im Kreise Ling-yün, Provinz Kuang-si, Schang-hai 1929) S. 31 unten, wo die Namen von vier Yao-Stämmen in den betreffenden Dialekten zusammengestellt sind.

1) Vgl. F. M. Savina, Dictionnaire Miao-tseu-Français (= Bull. de l'Ec. Fr. d'Extr.-Or. XVI 2) S. 41: hmong nom que se donnent a eux-mêmes les Miaotseu, et dont le sens primitif est probablement: homme. Die Materialien zu seinem Wörterbuch hat Savina bei den schwarzen und weißen Miao der Provinz Yen-bay (Tongking) gesammelt. Ebenso berichten P. Vial (Les Lolos S. 35) und S. R. Clarke (Among the Tribes in South-West China S. 24) von gewissen in Kueitschou ansässigen Miao-tse, daß sie in ihrer Sprache sich *hmong* oder *hmung* (auch *hmao*) nennen. Über die verschiedenen Formen dieser bei den Miao-tse üblichen Selbstbezeichnung vgl. einen (aus dem Japanischen übersetzten) Artikel in Nr. 35/36 (S. 21ff.) der vom Forschungsinstitut für Sprache und Geschichte Chinas an der Kantoner Universität herausgegebenen Zeitschrift (1928).

2) Die Nachrichten hierüber hat Legge, Chinese Classics Vol. V, Prolegomena S. 122ff. zusammengestellt; vgl. auch Plath, Die fremden barbarischen Stämme im alten China (= Sitzungsber. d. bayer. Akad. d. Wiss., philos. philol. Cl. 1874 S. 450ff.).

3) Geschichte des Chinesischen Reiches S. 38. Die Vermutung de Groots, wonach in dem Namen der Nordbarbaren Ti schon das spätere Tirk oder Türk vorliege, ist jedenfalls unhaltbar.

4) Wie der japanische Verfasser des am Ende von Anm. 1 genannten Artikels (a. a. O. S. 23/4).

Besprechungen.

Allgemeines.

Gunkel, Hermann, u. Leopold **Zscharnack: Die Religion in Geschichte und Gegenwart.** Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft. 2., völlig neu bearb. Aufl. In Verb. mit A. Bertholet, H. Faber und H. Stephan hrsg. Band IV: Mi—R. Mit 2 Tafeln. Band V: S—Z. Mit 2 Tafeln. Tübingen: J. C. B. Mohr 1930/31. (VIII S. + 2184 Sp.; XII S. + 2158 Sp.) 4°. Cpl. in 5 Bdn. RM 240 —; Hldr. 280 —. Bespr. von Hans Rust, Königsberg/Pr.

Der vierte Band bietet an religionsgeschichtlichen Artikeln: Mischna, Talmud und Midrasch (Elbogen), Mission I (Witte), Mithras (Stier), Mittler (Wach), Mönchtum I (Bertholet), Mond (Rühle), Mo-

nismus I (van der Leeuw), Monogramm Christi (Stuhlfauth), Monolatrie (Pettazzoni), Monotheismus und Polytheismus I (Ders.), Monstra (v. Negelein), Moschee (Glück) mit Tafeln, Muhammed (H. H. Schaeder), Münze (Friedensburg), Musik und Gesang I B (Bertholet), Mysterien (Leisegang), Mystik II (Ders.), Mythus und Mythologie II (Rühle), Nacktheit (Ders.), Nagualismus (K. Th. Preuß), Namenglaube I (Hans Schmidt), Naturdienst (Andrae), Naturgottheiten (Ders.), Naturvölker (K. Th. Preuß), Niere (Hempel), Niesen (Bertholet), Nirvana (Winternitz), Numinos (Mensching), Offenbarung I (van der Leeuw), Okkultismus (Stolzenburg), Opfer I (Bertholet), Optimismus und Pessimismus I (Ders.), Orakel (Ders.), Ordal (Hempel), Orgiastisches (Rühle), Orientation (Ders.), Ormuzd (Geldner), Orpheus (Kern), Paradies (Bertholet, Gunkel), Perser und Parsismus (Lommel, Schaeder, Haase, Schlunk, Richter), Pferd (v. Negelein), Phänomenologie der Religion (van der Leeuw), Phallische Kulte (Rühle), Phönix (Ziegler), Polydämonismus (van der Leeuw), Präanimismus (Ders.), Präexistenz (Mowinckel), Prairie-Indianer (K. Th. Preuß), Priestertum I (Bertholet), Primitive Religion (van der Leeuw), Propheten I (Bertholet), Prozessionen I (Clemen), Rätsel (Andrae), Räucherungen (Bertholet), Ramanuja (Otto), Regen (Rühle), Rein und Unrein (Pfister, Hehn), Religion I (van der Leeuw), Religion II (Fabricius), Religionsgeschichtliche Entwicklung (van der Leeuw), Religion, ihr Wesen, ihre Einheit und Mannigfaltigkeit (Beth), Religionsgeschichte (van der Leeuw), Religionsphilosophie (Wach), Religionspsychologie (Wobbermin), Religionssoziologie (Wach), Religionswissenschaft (Ders.), Reliquien (Pfister), Ritus (Ders.), Römische Religion (Kroll), Rom (Aufhauser).

Alttestamentliche Artikel: Micha (Haller), Michael (Bertholet), Midianiter (Alt), Mirjam (Gunkel), Mizpa (Hertzberg), Moabiter (Alt), Moloch (Galling), Mose (Gunkel), Mosesbücher (Bertholet), Mosessegen, -lied und Meerlied (Gunkel), Musik und Gesang II A (Ders.), Mythus und Mythologie II (Gunkel), Nahum (Haller), Namenglaube im AT (Hans Schmidt), Nathan (Gunkel), Nebo (Eißfeldt), Noah (Gunkel), Numeri (Bertholet), Obadja (Haller), Philister (Hempel), Priestertum II (Mowinckel), Propheten II (Hans Schmidt, Gunkel, Sellin), Psalmen (Gunkel), Richterbuch (Bertholet), Ruth (Gunkel).

Der Artikel „Palästina" behandelt nur die altkirchliche und die mittelalterliche Zeit und verweist für das Altertum auf den Artikel „Kanaan". Ob das zweckmäßig ist?

Orientalistische Artikel: Nabatäer (Alt), Nebukadnezar (Opitz), Nil (Ranke), Nimrod (Gunkel), Ninive (Opitz), Orientalische Nationalkirchen (Rückner), Orthodox-anatolische Kirche (Beth), Panbabylonismus (A. Jeremias), Pehleviliteratur (Lommel), Phönizier (Hempel), Phrygien (Hepding), Pistis Sophia (Carl Schmidt).

Aus dem fünften Bande seien von religionsgeschichtlichen Artikeln genannt: Siddhanta (Schubring), Siebenschläfer (Ficker), Sintflut I (Hempel), Sittlichkeit II: Sittlichkeit und Religion, religionsgeschichtlich (Bertholet), Slavische Religion (Brückner), Sondergötter (van der Leeuw), Sonne (Rühle), Speichel (Hempel), Speiseverbote (Hehn, Baeck), Spekulation I (Beth), Spiel I (Bertholet), Sprache und Religion (Voßler), Staat II A: Religion und Staat in der außerchristlichen Welt (Wach), Stadtkult (Ders.), Stamm und Geschlecht (Ders.), Steine (Beer), Steinigung (Bertholet), Sterne (Rühle), Stierdienst (Rost), Strafe I (Ring), Sühne (Bertholet), Sünde und Schuld I (Ders.), Sabazios (Hepding), Sagen und Legenden (Baumgartner, Gunkel, Bertram), Salbung (Hempel, Wißmann), Scharastani (Paret), Schamanen (Bertholet), Schicksal (Ders.), Schlange (Ders.), Schleier (Rühle), Schlüssel zum Hades (Bertholet), Schöpfung I (Andrae, Bertholet), Schriften heilige (Bertholet), Schwangerschaft (Rühle), Schweigen (Mensching), Schweiß (Hempel), Seele I (van der Leeuw), Seelenwanderung I (Ders.), Segen und Fluch I (Hempel), Sekten I (Clemen), Selbstmord I (Bertholet), Shintoismus (Haas), Sibyllinen (Geffcken), Sündenbock (Bertholet), Symbole I (Bernoulli), Synagoge (Elbogen) mit Tafeln, Synkretismus (Latte), Tabu (K. Th. Preuß), Tanz 1 (Ders.), Taoismus (E. Schmitt), Taube (Galling), Tempel I (Ders.), Teufelsglaube I (Beth), Theater 2 (Knevels), Theismus (van der Leeuw), Theodizee I (Beth), Theogonie (van der Leeuw), Theokratie (Bertholet), Theologie I (van der Leeuw), Theophanie (Wach, Gunkel), Tibet (Schulemann), Tierkult (Bertholet), Tod: Tod und Totenreich (Ders.), Tonsur (Koeniger), Totemismus (K. Th. Preuß), Totentaufe (Stauffer), Totenverehrung I (Bertholet), Tradition I (Clemen), Trauergebräuche I (Bertholet), Traum (v. Negelein), Tripitaka (Winternitz), Turfan (Schaeder), Ural-altaische Religionen (Szimonidesz), Urmensch (Luise Troje), Urreligion (van der Leeuw), Vatername Gottes (Bertholet), Veden (Sieg), Vedische und brahmanische Religion (Geldner, Sieg), Verdienst I (Clemen), Vergänglichkeit (Winternitz), Vergeltung I (Bertholet), Versöhnung I (Ders.), Vision I (Oesterreich), Volksmedizin (Vorwahl), Vorsehung 1 (Kalweit), Wahhabiten (Braune), Wallfahrt und Wallfahrtsorte I (Rust), Waschungen (Bertholet), Wasser (Galling), Wedda (Pertold), Weihen (Bertholet), Weihgeschenke (Ders.), Weisheit 2 (Humbert), Weissagung (Bertholet), Weltbild und Weltanschauung I A (Sellin, Gunkel), Weltperioden (Bertholet), Werke (Clemen), Wetterzauber (Rühle), Wiedergeburt I (van der Leeuw), Wind (Rühle), Witwenverbrennung (F. O. Schrader), Wort (Rühle), Wunder I (van der Leeuw), Yagan (K. Th. Preuß), Yoga (Margaret Steiner), Zahlen (Rühle), Zarathustra (Lommel), Zauberbücher (Winkler), Zauberer (Bertholet), Zaubermantel (Ders.), Zaubersprüche (Winkler), Zauberstab (Bertholet), Zehnten 1 (Bertholet), Zentralamerika (Aufhauser), Zeremonialgesetz (van der Leeuw), Zölibat (Koeniger), Zorn Gottes I (Bertholet), Zungenreden (Rust), Zwerge (Bertholet).

Eine religionsgeschichtliche Ergänzung wäre wünschenswert bei folgenden Artikeln: Sitten, Spiritismus, Seligkeit, Tonsur (z. B. im Buddhismus), Unsterblichkeit, Urstand, Verdammnis, Versuchung (Versuchungsgeschichten von Religionsstiftern und andren Heiligen), Weihwasser, Zeit.

Im einzelnen wird vermißt in dem Artikel „Steinigung" ein Hinweis auf die tibetischen Obos und den „Gesteinigten" im Islam. Zu dem Artikel „Sünde und Schuld I" die Werke von R. Otto, Sünde und Urschuld, 1931; G. Mensching, Die Idee der Sünde. Ihre Entwicklung in den Hochreligionen des Orients und Okzidents, 1931. Zu „Selbstmord I" die Nennung der einst im kaiserlichen China üblichen „seidenen Schnur". Zu „Shintoismus" scheint die Frage berechtigt: Warum nicht Schintoismus? Oder einfach Schinto? Zum Schriftenverzeichnis füge hinzu: E. Schiller, Shinto, die Volksreligion Japans, 1911. In dem Artikel „Teufelsglaube I" hätten vielleicht auch Mara und Iblis genannt werden können. Zu „Witwenverbrennung" füge hinzu: M. Winternitz, Die Frau in den indischen Religionen. I. Teil: Die Frau im Brahmanismus, 1920, S. 55—85.

An neu aufzunehmenden oder im Register nachzuholenden Stichwörtern möchte man wünschen:

„Schwert", „Schrecken", „Spiegel" und zum vierten Bande „Religionsstifter".

Befremdlich und unhandlich ist die unterschiedliche Behandlung der Stichwörter „Schriften heilige", aber „Heilige Stätten", „Heilige Zeiten". Man erwartet „Heilige Schriften" und außerdem die nicht vorhandenen Stichwörter „Heilige" oder „Heilige Menschen" oder „Heilige Personen" sowie „Heilige Handlungen" und „Heilige Geräte". Den einzelnen wichtigsten heiligen Stätten der Erde (Peking, Benares, Lhassa, Mekka, Medina, Kreml) hätten besondere Artikel eingeräumt, Jerusalem und Rom unter diesem Gesichtspunkt eingehender behandelt werden können. Zu Rom füge hinzu: A. du Waal, Rompilger. 12. A. 1925.

Alttestamentliche Artikel sind: Sabbath (Guttmann), Sacharja (Haller), Säulen oder Malsteine (Beer), Salomo (Alt), Samaria (Eißfeldt, Hempel), Samuel (Gunkel), Samuelisbücher (Eißfeldt), Saul (Alt), Schechbazar (Haller), Schöpfung II (Gunkel), Segen und Fluch II (Hempel), Serubbabel (Haller), Sichem (Eißfeldt), Sidon (Hempel), Simson (Gunkel), Sintflut II (Sellin), Sittlichkeit III A (Gunkel), Sopherim (Fiebig), Sprüchebuch (Gunkel), Sünde und Schuld II A (Ders.), Tabor (Eißfeldt), Teufelsglaube II (Gunkel), Tobit (Baumgartner), Tod II (Bertholet), Tora (Haller), Totenverehrung II (Bertholet), Totes Meer (Eißfeldt), Trauergebräuche II (Bertholet), Turmbau (Gunkel), Universalismus und Partikularismus II (Haller), Ur (Opitz), Uriel (Gunkel), Urim und Tummim (Bertholet), Vergeltung II (Gunkel), Versöhnung II A (Procksch), Vision II (Gunkel), Völkertafel (Sellin), Weisheit Salomos (Baumgartner), Weisheitsdichtung (Humbert), Weltbild und Weltanschauung II A (Greßmann, Sellin), Weltreiche (Procksch), Wirtschaftliche Verhältnisse in Israel (Ludwig Köhler), Wunder II A (Hans Schmidt), Zebaoth (Gunkel), Zehnten 2 (Eißfeldt), Zephanja und Zephanjabuch (Volz), Zephanjaapokalypse (Beer), Zorn Gottes II (Gunkel).

Dazu wäre folgendes nachzutragen: Zu dem Artikel „Sabbath" die Schrift von H. Meinhold, Sabbat und Sonntag, 1909. Das Stichwort „Vision" wird nur religionsgeschichtlich (religionspsychologisch) von Oesterreich und alttestamentlich von Gunkel bearbeitet. Man vermißt einen neutestamentlichen sowie einen kirchengeschichtlichen Teil. Zu dem neutestamentlichen Teil wäre zu nennen: Hans Rust, Wunder der Bibel I: Die Visionen des Neuen Testaments, 1922. Daß neben Artikeln wie „Michael" und „Uriel" Stichwörter wie „Cherube" und „Seraphe" fehlen, überrascht. In dem Artikel „Sopherim" findet sich die Wendung „solche Bestimmungen"; man fragt vergebens: welche?

Als orientalistische Artikel seien schließlich hervorgehoben: Sabäer und Minäer (Nielsen), Schenute (Carl Schmidt), Semiten (Cook), Semitische Sprachen (Bergsträßer), Siegel und Gemmen (Galling), Syrien und Syrische Literatur (Abramowski), Tell el Amarna (Baumgartner), Tiberias (Eißfeldt), Tigris (Opitz), Türkei (Hohlwein), Türken (Schaeder), Tutanch-amon (Ranke).

Ein Registerband mit systematischem Verzeichnis der Artikel, Verzeichnis der Mitarbeiter und ihrer Beiträge, alphabetischem Stichwortregister und Berichtigungen ist für Sommer 1932 zu einem unter 20 RM liegenden Preise in Aussicht gestellt. Dieser Registerband müßte gleichzeitig vermißte Stichwörter nachtragen und hierzu entweder kurze Artikel oder mindestens Hinweise auf vorhandene Artikel bringen, aus welchen man sich den gewünschten Stoff zusammensuchen kann.

Farmer, Henry George, M. A., Ph. D.: **The Organ of the Ancients from Eastern Sources.** (Hebrew, Syriac and Arabic.) With a Foreword by the Rev. Canon F. W. Galpin. London: William Reeves 1931. (XXIII, 185 S.) gr. 8°. 15 sh. 6 d. Bespr. von Curt Sachs, Berlin.

Die Orgel ist bis ins 3. Jahrh. v. Chr. zurückzuführen — Alexandria gilt als ihre Wiege. Die frühesten Beschreibungen, bei Heron und Vitruv, bezeugen eine Reife der technischen Konstruktion, die sicher kein Anfang ist. Ihnen folgt ein mehr als tausendjähriger Zeitraum, in dem die Schrift- und Bildquellen des vorderen Orients und der mediterranen Antike und in gelegentlichem Herübergreifen selbst Nachrichten aus China und Franken eher ein buntes Kaleidoskop als ein organisch geordnetes Bild geben. Farmers Buch ist ein wichtiger Schritt auf dem Wege zu dieser Ordnung. Zwar bringen uns seine talmudischen und syrischen Quellen nicht weiter, und für den Abschnitt über die Vorstufen ist ihm die Verbindung von Syrinx und Schlauchgebläse auf jener wichtigen Alexandriner Terrakotta des Berliner Ägyptischen Museums entgangen, die ich schon 1921 in meinem Katalogwerk ‚Die Musikinstrumente des alten Ägyptens' veröffentlicht habe. Aber von hoher Bedeutung sind die arabischen Übersetzungen verlorener griechischer Orgelbaulehren, die unter den Namen Mūristūs, Apollonios und Banū Mūsā gehen. Den Mūristūs hat freilich E. Wiedemann ebenso wie den Banū Mūsā schon vor Farmer zugänglich gemacht; aber Farmers neue Übertragungen behalten ihren Wert, weil sie vollständiger sind und Handschriften heranziehen, die dem ersten Übersetzer unbekannt geblieben sind. Wie alle Orgeltraktate haben auch diese ihren Schwerpunkt in der Konstruktion des Windwerks, nicht im musikalischen Ergebnis. Dennoch sind ihnen zwei Eigenschaften mit Gewißheit zu entnehmen: das Altertum hatte neben der Flötenorgel eine Zungenorgel — bisher kannten wir keine Vorstufe unserer Schnarrwerke über das 15. Jahrhundert hinaus — und neben der eigentlich musikalischen Orgel, unserm Nebelhorn ähnlich, eine weithintönende Riesenhupe, die im Krieg als Not- und Sammelruf diente. Wahrscheinlich ist auch Rolands Horn im Tale Roncesvalles solch eine Alarmhupe gewesen. — Liegt in der Vorlegung der arabischen Quellen Farmers großes Verdienst, so scheint er mir doch in einem Punkte die Forschung eher zu gefährden. Mit Recht unterscheidet er reinpneumatische Werke, solche mit hydraulischem Winddruck und solche mit hydraulischer Windregelung. Aber zu Unrecht setzt er voraus, daß sich diese technischen Einzelheiten im Namen spiegeln müssen und man aus ihm auf die Kon-

struktion rückschließen könne, daß also etwa *idrablis* (< *hydraulis*) im Talmud ein andres Instrument decke als *magrepha*. Dergleichen ist in der Geschichte materieller Kulturgüter nicht aufrecht zu erhalten: die Namen leben nach eigenem Gesetz. Noch um 1400 — wo es ganz gewiß keine Wasserorgel mehr gegeben hat — heißt der Organist der Stadtkirche zu Celle in dem gelehrten Kauderwelsch der Stadtbücher *Hydraulier sive Organiste*.

Türck, Hermann: **Pandora und Eva.** Menschwerdung und Schöpfertum im griechischen und jüdischen Mythus. Weimar: Verus-Verlag 1931. (VIII, 108 S.) gr. 8°. RM 4 —. Bespr. von W. Baumgartner, Basel.

Pandora und Eva sind schon öfter in Parallele gestellt worden. Aber Türcks interessante Schrift, die Erweiterung eines Essays in seinem „Genialen Menschen" ([1]1896, [11]1931), dürfte die erste eingehende Vergleichung der beiden Mythen sein, deren Sinn in sorgfältiger Auseinandersetzung mit ihrer bisherigen Erklärung gesucht wird. Den „höchsten Gipfel der Menschheit, diese gottgleiche Erhebung der Seele über alle Lockungen und Schrecknisse des irdischen Daseins meint . . . nach dem Sinn des . . . Pandora-Mythus ein hochgemuter Mensch in seiner prometheischen Selbstmächtigkeit und männlichen Seelenstärke trotz der Götter, trotz ihres Neides und Widerstandes ersteigen zu können. Der Verfasser des Sündenfall-Mythos dagegen meint entsprechend seiner andersgearteten, zum Teil völlig entgegengesetzten Gottesauffassung sich auf dieser allerhöchsten Stufe der Menschheit nur in völliger kindlicher Hingabe im engsten Anschluß an die Gottheit halten zu können" (S. 7).

T.s Deutung des Pandora-Mythus beruht vor allem darauf, daß er die Elpis doppelseitig, als „Furcht- und -Hoffnung" faßt, wo die bisherigen Erklärer nur das eine oder das andere, meist das erstere, gesehen hatten. Diese „unruhige, leidenschaftliche Erwartung dessen, was als ein Gut lockt und als ein Übel schreckt, das haltlose, tierähnliche, niedrigmenschliche hin und her Gerissenwerden zwischen Hoffnung und Furcht" blieb dem Menschen wenigstens erspart; d. h., ihm blieb die Fähigkeit, sich davon frei zu machen. — Zu dieser Auffassung, die T. auch in einem Fragment Heraklits wiederfindet (S. 5f.), mögen die klassischen Philologen Stellung nehmen. Gegen die Deutung der Sündenfallgeschichte regen sich jedenfalls gewisse Bedenken. Daß 3, 22 der angeblich gottgewollten göttlichen Art des Menschen kräftig widerspricht und sich vielmehr der griechischen Auffassung vom Götterneid nähert, vermögen T.s Ausführungen S. 78f. nicht zu widerlegen. Überhaupt scheint er mir den Schwierigkeiten dieser alten Erzählung noch immer nicht genügend Rechnung zu tragen. Hängt ihre Sprödigkeit gegen alle Erklärung nicht damit zusammen, daß sie selber eine lange Geschichte durchgemacht hat, in deren Verlauf auch ihr Sinn sich verschob? Und handelt es sich wirklich dort, wo von Leben und Tod die Rede ist, um „schöpferisches, göttliches Leben" und um „geistiges Sterben" (S. 50ff.)? Sind diese und ähnliche Begriffe, wie „Göttlichkeit des Menschen", „Fähigkeit sich über endliches Gut und Übel zu erheben", „schöpferisches, göttliches Leben" usw. überhaupt hebräisch? Sind sie nicht ganz anderer Seh- und Denkweise, ganz anderer Haltung gegenüber Welt und Gott entnommen, und darum hier denkbar ungeeignet? Läßt sich Griechisches und Hebräisches, gerade auf solchem Gebiete letzter Fragen, nicht bloß dann vergleichen, wenn man solch grundlegende Unterschiede berücksichtigt, wie es z. B. R. Bultmann tut, den ja auch T. kennt und gelegentlich zitiert? Darum bleibt für mein Empfinden an T.s Versuch von letzter Mythendeutung und -vergleichung, so anregend und fein er an sich ist, doch etwas Unbefriedigendes.

Ägyptologie.

Junker, Hermann: **Giza I.** Bericht über die von der Akademie der Wissenschaften in Wien auf gemeinsame Kosten mit Dr. Wilhelm Pelizaeus unternommenen Grabungen auf dem Friedhof des Alten Reiches bei den Pyramiden von Gîza. Bd. I: Die Maṣṭabas der IV. Dynastie auf dem Westfriedhof. In Verbind. mit K. Holey hrsg. Mit 44 Taf. u. 65 Textabbild. Wien: Hölder-Pichler-Tempsky A.-G. 1929. (X, 282 S., 44 Taf.) 4°. = Akademie d. Wiss. in Wien, philos.-histor. Klasse. Denkschriften. 69. Band, 1. Abhandl. RM 75 —. Bespr. von Rudolf Anthes, Berlin.

Junkers „Gîza", und zwar der hier angezeigte erste Teil, bedarf einer doppelten Bewertung: einmal als Grabungspublikation, zum andern aber als kultur- und kunstgeschichtliche Monographie. Auch wenn man grundsätzlich eine Verschmelzung von Veröffentlichung und erschöpfender wissenschaftlicher Verarbeitung bei umfangreichen Fragestellungen für nicht wünschenswert hält, so muß doch praktisch solcher Einwand schweigen vor der großen Leistung: hier sind höchst bedeutsame Ergebnisse gewonnen worden, deren Grundlagen kaum ein Andrer so wie der Verf. überblicken konnte.

Das große Gräberfeld bei den Pyramiden von Gise (Gîza) ist vor dreißig Jahren in drei Abschnitten an je eine italienische, deutsche und amerikanische Gruppe zur Grabung überwiesen

worden. Heute liegen, nach einigen Verschiebungen, drei Konzessionen in Händen der Wiener Akademie (deren Arbeit nun vollendet ist), des Museums und der Harvard-Universität in Boston und der ägyptischen Altertümerverwaltung. Über die Arbeit dieser dreißig Jahre lagen an Berichten vor: die vollständige Veröffentlichung eines kleinen Teiles der deutschen Grabung (U. Hölscher, Das Grabmal des Königs Chefren, Leipzig 1912) und vereinzelte ausgewählte vorläufige Grabungsberichte Reisners (Boston), dazu die regelmäßigen jährlichen Vorberichte Junkers über jede seiner sieben Grabungskampagnen. Es ist bei dieser Sachlage ein besonderes Verdienst J.s, daß seine Vorberichte und jetzt auch seine endgültige Veröffentlichung so schnell herausgekommen sind. Erfreulicherweise ist nun seit dem Erscheinen von „Giza I" auch die Veröffentlichung der Pyramidenanlage des Mykerinos von Reisner und, begrüßenswert rasch, die des Grabes des Re-wer und anderer Mastabas von Selim Hasan erschienen.

Die österreichische Konzession umfaßt demnach nur einen Teil des Friedhofs, und zwar das Mittelfeld des westlich der Cheopspyramide gelegenen „Westfriedhofs" und das östlich der Chefren-, südlich der Cheopspyramide gelegene Gebiet; für dieses allerdings ist die Konzession seit dem Kriege auf den nördlichsten Teil, unmittelbar an der Cheopspyramide, beschränkt worden. Auf diesen Teilflächen nun wie auf dem gesamten Gisefriedhof sind Bestattungen während des ganzen Alten Reichs seit Cheops angelegt worden, und so kann dieser Ausschnitt des Friedhofs gewissermaßen als Abbild der gesamten Anlage dienen.

Die Veröffentlichung ist so geplant, daß in mehreren Bänden das Material zeitlich und dazu je nach den besonderen Erfordernissen auch örtlich geschieden vorgelegt wird. In diesem ersten Bande sind die ältesten Mastabas des Teilgebietes zusammengefaßt, die zu der Anlage des Westfriedhofs der 4. Dynastie gehören.

Unsere Vorstellungen von „der Mastaba", dem Grabbau der Vornehmen in der Zeit des Alten Reiches, krankten bisher daran, daß wohl verschiedenartige Mastaba-Formen bekannt waren, daß aber eine eigentliche Entwicklung nicht oder nur in ganz groben Zügen festgestellt werden konnte. So fehlte ein sicherer Maßstab für die Datierungen dieser Bauten und damit auch der in ihnen erhaltenen und im vorigen Jahrhundert in die Museen gelangten Werke der bildenden Kunst. Dazu kommt, daß bis vor 10 Jahren durchaus irrige Vorstellungen von den Anfängen des Steinbaus in Ägypten herrschten, die erst durch die Ausgrabungen an der Stufenpyramide des Zoser, 3. Dyn., berichtigt wurden: es hat sich dort gezeigt, daß die frühsten Steinbauten in ihren lebhaften Formen sich eng an den Holz- und Ziegelbau anlehnten, und daß die glattflächige Baukunst der 4. Dynastie, wie sie sich uns vor allem in Gise darstellt, nicht von vornherein aus der Benutzung des Steines als Baumaterial entstanden ist, sondern einen Bruch gegenüber einer älteren Tradition bedeutet. — Die Klärung der hiermit angedeuteten Fragen unternimmt J. in den mit der Publikation verbundenen Untersuchungen über die Anlage des Friedhofs von Gise und die Form der Mastaba in der 4. Dynastie, über die zu ihr führende Entwicklung und die Entstehung und Art des strengen Baustils von Gise; dazu in der Analyse der hierher gehörigen Bildwerke und Inschriften. Diese Untersuchungen stützen sich naturgemäß vor Allem auf die hier publizierten eigenen Ausgrabungen, daneben sind die wenigen amerikanischen Vorberichte und die älteren Publikationen vollständig mit herangezogen. So ist das Buch zu einer Monographie über die Mastaba-Gräber der 4. Dynastie auf dem Friedhof in Gise geworden. Die eigentliche Fragestellung ist demnach zeitlich und örtlich eng begrenzt, und zudem konnte sie nur an unvollständigem Material durchgeführt werden; dadurch aber, daß sie in einen weiten kulturgeschichtlichen Rahmen hineingestellt ist, darf das Buch Anspruch auf eine über die Bedeutung einer Spezialuntersuchung hinausgehende Beachtung erheben.

Es scheint mir nicht angebracht, in dieser Besprechung kritisch zu den Einzelheiten Stellung zu nehmen. Denn einerseits ist die Vorlegung des Materials in dem gründlichen Eingehen auch auf die scheinbar geringfügigsten Kleinigkeiten schlechthin vorbildlich. Andrerseits führen die in der Untersuchung behandelten Fragen zum Teil so weit, daß eine Auseinandersetzung mit ihnen Spezialarbeiten erforderte, die im Zusammenhang dieser Besprechung nicht geleistet werden können. Zweckmäßiger scheint mir, statt dessen die m. E. wesentlichsten Punkte der Untersuchung anzudeuten und so auch den nicht von vornherein näher Interessierten auf die Fülle des Gebotenen aufmerksam zu machen. Das scheint um so nötiger, als der Fernerstehende leicht abgeschreckt werden kann von eingehenderem Studium des umfangreichen Werkes; und da solche Abschreckung z. T. hätte vermieden werden können, muß ich vorerst auf einige Punkte hinweisen, durch die das Verständnis und die Übersichtlichkeit des Buches allzusehr beeinträchtigt wird.

Die Orientierung über die Lage der hier veröffentlichten Gräber im Rahmen des Gesamtfriedhofes ist

sehr erschwert durch das Fehlen eines Übersichtsplanes, aus dem die ganze Anlage, wenn auch nur skizzenhaft, und in ihr die Abgrenzung der österreichischen Konzession erkannt werden könnte. Ein genauer Plan des österreichischischen Abschnittes darf wohl in einem späteren Bande erwartet werden.

Aber auch auf dem eigentlichen Westfriedhof ist eine sichere Orientierung recht schwierig. Die ausführliche Beschreibung dieses Teils auf S. 10ff. mit ihren vielfachen Hinweisen auf Gräber der amerikanischen Konzession und ihrer Unterteilung des Westfriedhofes (Nordwest-, Süd- und Nordfriedhof) büßt durch das Fehlen eines entsprechenden Kartenbildes erheblich an Klarheit ein. — Um die Lage eines der hier veröffentlichten Gräber festzustellen, wird man am besten Abb. 7 (auf S. 81) in Abb. 1 (S. 2) hineinarbeiten und dazu die Fliegeraufnahme Tf. I vergleichen. Abb. 7 zeigt die Mastabas der 4. Dynastie soweit sie zur österreichischen Konzession gehören; die verallgemeinernde Benennung „Übersichtsplan der Mastabas der 4. Dynastie der Nekropole von Giza" führt irre. Diesem Plan ist übrigens eine Konkordanz der Bezeichnungen der einzelnen Gräber nach Junker (I n usw.) und nach Reisners durchgehender Zählung (G. 4160 usw.) zu entnehmen.

Unstimmigkeiten zwischen den Zeichnungen und dem Text rühren wohl daher, daß die Abbildungen teilweise wesentlich früher hergestellt werden mußten als der Text. So erweckt die Geländeaufnahme (Abb. 1) irrig die durch die letzte Grabungskampagne überholte Annahme, daß die Gräberreihe südlich der Cheopspyramide in die 4. Dyn. gehöre. Mehrfach, aber nicht immer ist im Text auf solche Unstimmigkeiten aufmerksam gemacht.

Ein Verzeichnis der vorzüglichen Tafeln befindet sich inmitten andrer Listen 15 Seiten vor Beginn des Tafelteils; diese Verborgenheit ist um so hinderlicher, als die 44 Tafeln sämtlich ohne Beischrift gegeben sind, so daß man bei jeder Feststellung auf die Liste zurückgreifen muß. Verallgemeinernd sei hier die herzliche und dringende Bitte ausgesprochen, daß sowohl in diesen Publikationen der Wiener Akademie als auch in den von J. herausgegebenen Mitteilungen des Instituts in Kairo den Tafeln Beischriften gegeben werden möchten. Ihr Fehlen ist nicht verständlich und erschwert die Benutzung erheblich.

Wenn wie hier die einfache Veröffentlichung verbunden ist mit der ausführlichen Bearbeitung der einschlägigen Fragen unter Heranziehung auch entlegenster Objekte, so muß doch auch entsprechendes Bildmaterial geboten werden. Tatsächlich führt hier wohl nicht e i n e Abbildung über das eigentliche Veröffentlichungsmaterial hinaus. Das Verständnis von J.'s Ausführungen ist teilweise nur dem möglich, der über eine sehr gute Bibliothek verfügt, wobei außerdem noch beim Leser eine gründliche Kenntnis sowohl des archäologischen Materials als auch des Friedhofs von Gise vorausgesetzt wird.

Und zuletzt noch drei ganz äußerliche, aber doch nicht unwichtige Fragen. Muß wirklich aus Gise oder Gisa (جيزه, jetzt häufig und wohl auch amtlich الجيزة) für den deutschen Leser ein Git-sa werden, nur weil die amtliche Umschreibung Giza (mit stimmhaftem s gesprochen) ist? Wie soll man „Senefrw" aussprechen, das weder richtiger noch schöner als das sonst übliche „Snofru" ist? Was nützen die diakritischen Punkte in „Maṣṭaba"?

Für den, der das Buch gründlich durcharbeitet, treten diese Beanstandungen naturgemäß zurück hinter dem reichen Inhalt.

Der erste, „allgemeine" Teil enthält die Einleitungsfragen nach Lage und Datierung sowie die zusammenfassenden Abschnitte über den Typ der Gise-Mastaba der 4. Dynastie, die dahin führende Entwicklung, die bauliche Analyse (von Holey) und die Beigaben. Der zweite Teil ist die Beschreibung der einzelnen Mastabas, in dankenswertester Ausführlichkeit, mit zahlreichen architektonischen und Ansichts-Zeichnungen von Balcz, Daum, Holey und Ricke und mit Spezialuntersuchungen der verhältnismäßig wenigen Schädelfunde durch Dr. Lebzelter sowie einer antiken Zahnbehandlung (Schienung zweier benachbarter Zähne durch Golddraht) aus der Feder von Prof. Euler. Ausführliche Listen und die schönen photographischen Aufnahmen des Tafelteils ergänzen den Band.

Für die Besprechung liegt das Schwergewicht auf dem ersten Teil.

Die Frage nach der zeitlichen Ansetzung der Gräber aus der 4. Dynastie, für die unmittelbare Anhaltspunkte nicht gegeben sind, steht im Vordergrund und wird durch vielseitige Beobachtungen einwandfrei gelöst. Es ergibt sich die grundlegende und sehr wesentliche Feststellung, daß, abgesehen von einzelnen Gräbergruppen an andern Plätzen in unmittelbarem Anschluß an die Pyramiden, der westlich der Cheopspyramide gelegene Friedhof das eigentliche Gräberfeld der 4. Dynastie darstellt; diese Anlage wurde unter Cheops im Westen, also in weitestem Abstand von der Pyramide, begonnen und unter seinen Nachfolgern Chefren und Mykerinos planmäßig weiter ausgebaut, und zwar in der Richtung nach Osten, zur Pyramide hin; ein über 200 m breites Feld zwischen Pyramide und Friedhof blieb noch frei. Nach Junkers Aufstellung umfaßt dieser Friedhof etwa 65 Mastabas; unter Einrechnung der vereinzelten Gruppen ergibt sich dann, daß unter jedem der drei genannten Könige nicht viel mehr als etwa je 30 Bestattungen von Angehörigen der Königsfamilie und hohen Beamten hergestellt sind.

Aus Inschriften des Alten Reiches wissen wir, daß Grabanlagen gelegentlich als königliche Gabe den Würdenträgern geschenkt wurden; J.'s Untersuchungen lassen ein deutlicheres Bild solcher Überweisungen erkennen. Die Klarheit der Friedhofsanlage, die in rechtwinklig einander schneidende Straßenzüge eingeteilt ist, und die Gleichmäßigkeit der einzelnen Grabbauten lassen auf eine Einheitlichkeit des Bauunternehmens schließen, die nur vom König ausgegangen sein kann. Nach J.'s begründeter Vermutung dürfen wir nun annehmen, daß die Gräber im Rohbau für jede Generation jeweils gleichzeitig errichtet wurden, daß aber der endgültige Ausbau, d. h. die Verkleidung und der Vorbau, erst nach der Überweisung an die betreffenden Personen durchgeführt wurde; so erklären sich aus den verschiedenen Möglichkeiten und Wünschen der Besitzer die späteren Abweichungen von der ursprünglichen Anlage des Normaltyps.

Die Normalmastaba der 4. Dynastie in Gise besteht aus dem bankförmigen Tumulus mit geböschten, durch feinen Kalkstein verkleideten Seiten, in dem von oben her ein Schacht zu der in den Felsgrund eingearbeiteten Sargkammer führt, und an dem in das Südende der Ostwand die Grabplatte eingelassen war mit Bild und Namen des Toten und mit einer Aufzählung der ihm dargebrachten Gaben. Diese Grab-

platte bildet die Kultstelle, und ihr ist ein kleiner Ziegelbau vorgelagert, der für die Ausübung des Kultes und zur Aufbewahrung der dazu nötigen Gerätschaften bestimmt ist.

Die Besonderheit dieses Typus gegenüber den älteren und jüngeren Mastabas liegt kurz gesagt in der scharfen Scheidung zwischen dem Tumulus als eigentlichem Grabe und dem Kultplatz. Diese Trennung ist nach außen hin schon dadurch angedeutet, daß der Kultraum dem Tumulus vorgelagert, nicht wie sonst in ihn hineingebaut ist; einschneidender aber ist, daß auch sachlich die Scheidung streng durchgeführt ist. Sonst gilt in den Mastabas als Kultstelle die Scheintür, die eine Verbindung zwischen dem Innern des Grabes und der Außenwelt für den Toten darstellt; und weiter ist sonst dem Kultplatz eine Kammer angegliedert, in der sich die Statue des Toten als Träger seiner Persönlichkeit befindet. Hier in Gise nun ist die Scheintür als Kultstelle durch die Grabplatte ersetzt, die Verbindung zwischen Grab und Kultraum ist somit ausgeschaltet, und darum ist auch für die Statue hier kein Platz mehr; statt dessen findet sich als pars pro toto ein in Stein nachgebildeter „Porträtkopf" an der einzigen Stelle, die für eine Verbindung des Toten mit der Außenwelt jetzt noch in Frage kommt, nämlich im Eingang zur Sargkammer, am Fuß des Schachtes. Das weist schon darauf hin, daß die unterirdische Sargkammer den bedeutsamsten Teil der Grabanlage ausmacht, und in der Tat ist sie mit besonderer Sorgfalt ausgestattet.

Für die Entstehung dieser neuartigen Gise-Mastaba sind nun zwei Komponenten maßgebend: einmal die Entwicklung des ägyptischen Grabbaus, zum andern der sichere Kunstwille der 4. Dynastie.

Mit beiden Fragen setzt sich J. eingehend und gründlich auseinander. Hier kann das Ergebnis nur angedeutet werden, daß nämlich die ägyptische Mastaba hergeleitet wird aus der Vermischung zweier Urtypen, dem Negadegrab und dem Abydosgrab, und daß in der 4. Dynastie, besonders ausgeprägt in Gise, die im wesentlichen geradlinige Entwicklung unterbrochen wird durch ein von künstlerischen Erwägungen bestimmtes Zurückgreifen auf den Urtypus des Abydosgrabes, den J. in der Grabplatte ohne Scheintür und in der Betonung der unterirdischen Anlage wiederfindet. Diese künstliche Unterbrechung einer lebendigen Entwicklung bedeutet nun zugleich wohl auch einen Zwang zur Umstellung des gewohnten Totenkultes, sicherlich gewisser Vorstellungen des Totenglaubens, und das natürliche Festhalten an der Gewohnheit bewirkt schon sehr früh manche Verfälschungen des neuen Schemas, die dann deutlich in die alte Entwicklungslinie zurückführen. (In diesem Zusammenhang sind die Ausführungen von Daum über „die Ziegelgrabtypen der ersten drei Dynastien" hervorzuheben, die einen Auszug aus einer größeren Arbeit darstellen und wohl aus diesem Grunde auf Zitate ganz verzichten; in dieser Form kann vieles nicht überzeugend wirken.)

Den eigentlichen Anstoß zu der Neuerung gab, wie gesagt der neue Kunstwille der 4. Dynastie, und hierzu finden sich so viele treffende Beobachtungen, daß auf die kunstgeschichtliche Bedeutung des Buches besonders hingewiesen werden muß. Hier kann nur Einzelnes hervorgehoben werden.

Der Gegensatz zwischen der Baukunst der 4. Dynastie zu der aus der 3. Dynastie spiegelt sich am unmittelbarsten wider in dem Gegensatz zwischen der Stufenmastaba des Zoser von Saqqara und den glattflächigen Pyramiden etwa von Daschur und Gise: dort die rythmische Gliederung in gefälliger Formenfreude, hier die ungegliederte Flächigkeit einfachster monumentaler Form. Mit Recht betont J., daß dieser Unterschied nicht aus folgerechter Entwicklung erklärt werden kann, sondern daß in der 4. Dyn. eine bewußte Abkehr von der bisherigen Baukunst und ein klarer Wille zu einer neuen Form maßgebend ist. Und dieser Wille gibt sich auch in der Anlage des Friedhofs von Gise deutlich kund: die notwendige Harmonie zur Pyramide in Unterordnung und Angleichung bestimmt die neue Form der Mastaba. So entstehen die Anlagen der Gräberstraßen, die eine Massenwirkung der flachen Mastabas bedingen im Gegensatz zu der Einzigkeit der hochragenden Pyramide; so entsteht aber auch die der Pyramidenanlage entsprechende scharfe und schon äußerlich erkennbare Trennung des Kultraumes von dem eigentlichen Grabe sowie die Verkleidung der Außenseiten zu glatten, ungegliederten Flächen, in denen für die Scheintür kein Platz ist; ja, der neue Stil ist auch in den Sargkammern der Mastabas durchgeführt, und auch hier wie besonders auch in der Sargform ist die Anlehnung an das königliche Vorbild deutlich erkennbar. Die neue Kunst ist im übrigen nicht auf die Architektur beschränkt, sondern auch ihre Auswirkungen in der Plastik und den nur sehr wenigen Reliefs dieser Zeit werden deutlich gemacht.

Mit Recht weist J. mehrfach darauf hin, welche entscheidende Bedeutung für die ägyptische Architektur (hier vor Allem für die Entstehung der Pyramide) die Landschaft gehabt hat; dabei muß auch auf den Abschnitt von Holey über „das Gelände des Friedhofes von Giza" hingewiesen werden, in dem die Gründe für die Wahl der Plätze der Pyramiden wie des Friedhofs klargelegt werden.

Im Rahmen der hier angedeuteten Grundzüge ist eine Fülle von Einzelfragen, auch etwa über Inschriften, Titel, Grabbeigaben behandelt, auf die hier nicht eingegangen werden kann. Ich hoffe doch, durch die Besprechung auf die Vielseitigkeit und die sorgfältige Durchführung der Fragestellungen in dem Buche hingewiesen zu haben, dem die Ägyptologie in allen ihren Zweigen wesentliche Förderung verdankt. Möge diesem reichen ersten Teil der wohl schon seit längerer Zeit im Manuskript fertiggestellte zweite Teil und die folgenden Bände trotz der Ungunst der Zeit recht bald folgen.

Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum, Urchristentum.

Böhl, Dr. Franz M. Th.: Palestina in het licht der jongste opgravingen en onderzoekingen. Amsterdam: H. J. Paris 1931. (121 S., 83 Abb. a. Taf.) 8°. = De Weg der Menschheid. Monografieën gewijd aan Kunst, Geschiedenes en Religie, Nr. 1. RM 4.75. Bespr. von E. Sellin, Berlin.

Nach einer allgemeinen Einleitung über die Kultur und Geschichte Kanaans liefert Böhl eine sehr dankenswerte Übersicht über die im letzten halben Jahrhundert dort vorgenommenen Ausgrabungen. Er unterscheidet in ihnen nicht ganz ohne Grund 2 Perioden je nach der verschiedenen Methode in der Arbeit, die der Vorkriegszeit und der Nachkriegszeit. In die erste fallen besonders die Grabungen von Gezer, Taanach und Megiddo I, Samarien, Jericho,

Beth Schemesch und Sichem I, in die zweite die von Askalon, Gibea, Jerusalem, Besan, Megiddo II, Gibeon (??), Sichem II, Silo, Kirjath-Sepher, Hebron, Gerar (?) und Beth Pelet. Zum Schlusse zeigt er an einem kurzen Gange durch die Geschichte des Landes von der prähistorischen bis zur alt-christlichen Periode, wie dieselbe durch die Ergebnisse der Ausgrabungen illustriert wird.

Bei dem intensiven derzeitigen Ausgrabungsbetrieb in Palästina muß der Verfasser eines solchen Buches es mit in den Kauf nehmen, daß seine Mitteilungen in manchen Einzelheiten immer schnell überholt werden. So ist denn schon wieder vieles neue im Laufe der letzten 2 Jahre zutage Gekommene hier nicht berücksichtigt, besonders müssen die Grabungen von Beth-Zur, Jericho II, Tell el 'Adschul, Samarien II und von dem Tell el 'Asul (Sodom??) namhaft gemacht werden, auch in Besan sind inzwischen bedeutende Fortschritte gemacht. Aber das ist, wie gesagt, das Los aller derartigen Übersichten. Über das bis zum Jahre 1929 Geleistete findet man im allgemeinen hier eine in den groben Zügen zutreffende Orientierung.

Am schwächsten in dieser Richtung ist merkwürdigerweise gerade das über diejenige Ausgrabung Ausgeführte, an der der Verf. sich selbst zeitweilig beteiligt hat, weil er nämlich hier — erklärlicherweise — am ausführlichsten wird, über die von Sichem. Aber gerade hier rächt es sich am meisten, daß er das „dies diem docet" nicht hat abwarten können, sondern sich vorschnell, einigen vorübergehenden Ideen Welters folgend, festgelegt hat. Von einer „Pyramide" unter dem Tempel (S. 64) ist, wie sich inzwischen evident herausgestellt hat, gar keine Rede; es handelt sich wahrscheinlich um einen großen Wall, der zeitweilig um die Stadt lief. Und noch weniger kann die Rede davon sein, daß ein von dem „Turm Sichem" zu unterscheidendes „Sichem" einst auf dem Tell Sufar westlich von Nablus gelegen habe (S. 67). Die Grabung des J. 1931 hat mit Sicherheit ergeben, daß, falls überhaupt nach Richter 9 eine solche Scheidung vorzunehmen ist, der „Turm" vielmehr auf dem östlichen Vorsprunge des Garizim zu suchen ist, wo Welter ausgedehnte Reste eines Heiligtums aufgedeckt hat. Der Tell Sufar ist nach dem Scherbenbefund erst in römischer und byzantinischer Zeit besiedelt. Restlos dankbar aber muß der Leser dem Verf. für die vielen schönen Photographien am Schlusse des Buches sein.

Borée, Wilhelm: **Die alten Ortsnamen Palästinas.** Leipzig: Eduard Pfeiffer 1930. (IV, 125 S.) gr. 8°. = Staatl. Forschungsinstitute bei der Univ. Leipzig, Forschungsinst. f. Orientalistik, Assyriol. Abt. RM 15 —. Bespr. von K. Galling, Halle.

Der monographischen Behandlung der israelitischen Eigennamen, die wir M. Noth (1928; vgl. OLZ 1930, Sp. 588) verdanken, tritt die vorliegende Dissertation W. Borées über die altpalästinischen Ortsnamen an die Seite, nicht nur sprachwissenschaftlich, sondern auch in topographisch-historischer Hinsicht von Wert. In der Einleitung wird als obere Grenze die Wende des 3/2 Jahrtausends angesetzt, in die die ältesten Sprachdenkmäler zurückgeführt werden können; als untere Grenze gilt die Wende des 4/3 Jahrhunderts, da nach Alexanders des Großen Eroberung Palästinas unter der Herrschaft der Ptolemäer und Seleukiden hellenistische Einflüsse allmählich zum mindesten in die größeren Städte des Landes vordringen (S. 3). In einzelnen Fällen, wo dem alten Namen die heutige arabische Benennung entspricht, wird sie zitiert, wobei mit Recht von der gestellten Aufgabe auf die hier jeweils vorliegende lautgeschichtliche Entwicklung verzichtet wird. An erster Stelle der Quellen steht das AT in Massora und Septuaginta; hinzutreten die Ostraka von Samarien und die Mešа-Inschrift. Von fremdsprachlichen Quellen kommen die Ächtungstexte der XI. Dynatie, die Palästina-Listen Thutmosis' III. und Scheschonks, die Amarna-Briefe und Inschriften assyrischer Könige in Frage. Kapitel 3 führt das Namenmaterial in sprachlicher Gliederung vor; der Hauptteil (S. 20—112) gehört den semitischen Ortsnamen. Hier werden drei Untergruppen gebildet: einwortige Namen in 20 §§, zweiwortige Namen in 11 §§ und eine Gliederung der Ortsnamen nach ihrem Inhalt. Die wissenschaftlich berechtigte Zerteilung hat nun freilich bei dem Fehlen eines Registers und bei den Verweisen auf Paragraphenzahlen, die im Textbild untergehen, den Nachteil, daß man diese Arbeit bei nachträglicher Information nicht so bequem verwenden kann, wie etwa die von Noth (mit Schlußregister). Das Gesamtresultat der Untersuchung der semitischen Namen ist dies: Jeder Ort wird nach dem benannt, was ihn von den anderen seiner Umgebung unterschied und hervorhob. Und da diese Merkmale auf den verschiedensten Gebieten liegen, ist es nicht verwunderlich, daß im Verhältnis zu ihrer geringen Zahl die Namen so vielen verschiedenen Begriffsgattungen entnommen sind. Unter den Eigennamen finden sich Götter-, Personen-, Stammes-Namen und sogar Namen geographischer Bezeichnungen. Unter den Gattungsnamen sind die meisten Namen den Bezeichnungen der Geländever-

hältnisse, der verschiedenen Siedlungstypen und der Besitzverhältnisse entnommen. Daß Pflanzen und Tiere manchem Ort sein Merkmal gaben, zeigen die vielen Namen, die aus diesen beiden Gruppen gestaltet werden (S. 111). Die unsemitischen Ortsnamen (S. 112—120) werden mit vorgriechischen kleinasiatischen Namensbildungen verglichen und historisch wohl mit Recht mit dem Einbruch der Hyksos in Verbindung gebracht (S. 124f.).

An Einzelheiten würde ich bemerken und fragen: Ist שִׁלֹחַ von jeher Name des Kanals in Jerusalem? שעלבים mit שׁוּעָל (Fuchs) in Verbindung zu bringen, scheint mir unmöglich. Sollte das מצרים in אֶבֶל מ׳ nicht besser von מֵצַר (enger Ort, Schlucht) abzuleiten sein und dementsprechend Gen. 50, 41 für beide Worte (LXX πενθος Αιγυπτου) eine Volksetymologie darstellen? Da der Turm Hananel einen Teil der Festungsmauer von Jerusalem bildet, gehört er nicht in die Reihe der mit מגדל gebildeten Orts-Namen. עֵין רֹגֵל wird ebensowenig gedeutet wie רֹגְלִים, und bei עֵין רִמּוֹן ist nach Sach. 14, 10 (vgl. עֵין שֶׁמֶשׁ) auch mit der Möglichkeit eines Götternamens zu rechnen. Für die nichtsemitischen Namen wird man vielleicht später bei genauerer Kenntnis der subaraeisch-mittannischen Sprache und bei größerem Material hethitisch-keilschriftlicher Texte weiterkommen können.

Cramer, Pfarrer Karl: **Amos.** Versuch einer theologischen Interpretation. Stuttgart: W. Kohlhammer 1930. (VI, 215 S.) gr. 8°. = Beiträge zur Wissenschaft vom Alten und Neuen Testament, hrsg. von Rudolf Kittel, 3. Folge, Heft 15. RM 12—. Bespr. von Paul Volz, Tübingen.

Das Buch geht von drei Voraussetzungen aus: bei der Deutung der Propheten, im besonderen des Amos sei der Gesichtspunkt der „Persönlichkeitsidee" auszuschalten; der Prophet Amos wie überhaupt die klassische Prophetie bringe nichts Neues; Amos teile mit dem Volk alle wichtigen Grundgedanken. In allen drei Voraussetzungen steckt ein kleiner Wahrheitskern: daß die Propheten nicht als Menschen (als „helle Köpfe", „gute Politiker", „ernste Bußprediger"), sondern als Mund Gottes betrachtet sein sollen; daß die Prophetie bewußt auf Mose und auf die Sinaioffenbarung zurückgreift, und daß Israel in gewissem Sinn ein religiöses Volk war. Aber diesen Wahrheitskern bestreitet niemand, vor allem niemand in der gegenwärtigen alttestamentlichen Wissenschaft. In der Überspitzung aber, wie der Verf. seine Voraussetzungen vorträgt, sind diese Thesen falsch und führen zu einer unwirklichen Gesamtauffassung und teilweise zu einer ganz künstlichen Exegese.

Der Verf. macht der bisherigen Forschung den Vorwurf, daß sie den Ort der Offenbarung in der Persönlichkeit der Propheten suche und dadurch die theologische Aufgabe in eine philosophisch-metaphysische verwandle und die eigentliche sachliche Arbeit an dem Stoff, den Worten und Schriften der Propheten, auf eine historisch-philologische Untersuchung im Rahmen der orientalischen Welt beschränke. Man hat bei diesem Vorwurf den Eindruck, daß der Verf. zwar die Literatur der vergangenen Generation kennt, aber an dem Bemühen der heutigen achtlos vorbeigegangen ist. Seinen eigenen Standpunkt in dieser Frage formuliert er so: bei Amos findet sich keinerlei Subjekt-Objekt-Spannung und darum keine Betonung seines aus irgend einem Grund wichtig genommenen Eigenlebens, sondern nur die echt orientalisch-alttestamentliche Reduzierung des Personhaften zur potentia oboedientialis, wie sie im Bilde vom Ton in des Töpfers Hand zum klassischen Ausdruck kommt. Was an solchen und ähnlichen Bemerkungen richtig ist, ist selbstverständlich und von jedermann erkannt, aber Verf. übersieht völlig, wie wichtig und grundlegend in Am 7_{14} oder in Jes 6 das Persönliche, die persönliche Gottesbegegnung erscheint, und wie ein Jeremia sich erst durch schwere persönliche Erlebnisse zu einem solchen Gehorsam durchgerungen hat, ein solcher Gehorsam wäre unwert, wenn er nicht ganz persönlich wäre. Auch die Propheten, geradeso wie Jesus oder wie Luther, haben nicht in erster Linie durch ihr Wort, sondern noch mehr durch ihr Wesen und Auftreten gewirkt; man kann dies auch ‚Wort Gottes', ‚Offenbarung' nennen, aber man kann das Persönliche dabei nicht aufheben.

Daß die Propheten keine Neuerer sein wollten, sondern Moses Werk wieder herstellten, hat die heutige Forschung immer deutlicher erkannt und Kundigere als der Verf. wissen, daß sie es auch literarisch behauptet hat. Aber es ist ganz ungenügend zu sagen: „Amos ist nichts Außergewöhnliches als Prophet; er ist weiter nichts als ein Prediger des Wortes Gottes oder noch genauer: des Mose mit dem Gesetz". Einmal mußte der Prophet selbst sich mühsam von eigener, volksmäßiger Anschauung zur alten, ursprünglichen Erkenntnis durchringen, um sie neu zu empfangen — dies ist bei Amos der hauptsächliche Sinn der Gesichte —; sodann sind die Propheten doch um ein Wesentliches über Moses Offenbarung hinausgeführt worden, und endlich sind ihnen bei ihrem Kampf mit Priestern und Nabis Offenbarungen zuteil geworden, die bis zur heutigen Stunde noch nicht voller Besitz der Gottesmenschen geworden sind.

Ganz besonders irrtümlich und irreführend sind die Aussagen über den Zusammenhang zwischen Prophetie und Volk. „Amos teilt mit

dem Volk alle wichtigen Grundgedanken", „Amos ist so sehr Teil des Volkes, daß er es realiter vor Gott vertreten kann $7_{1ff.}$; es ist als bete in ihm das Volk selbst". „Es stehen sich nicht gegenüber Individualreligion und Volksreligion; es reagiert der alte Väterglaube gegen die Gefahr der Verunreinigung, Veräußerlichung und Verweltlichung." Dabei läuft erstens einmal eine ganz undurchdachte Vermischung unter von ‚Volk' und ‚Väterglaube'. Sodann aber ist, was das Einssein von ‚Volk' und Prophet betrifft, alle Wirklichkeit auf den Kopf gestellt und ist das geschichtliche Leben durch die Theorie einer modernen Theologie verfälscht. Es ist schon an sich unwahrscheinlich, daß das ‚Volk' in Israel nach der Mosezeit jemals wieder religiös gewesen wäre, daß es als Ganzes sich hätte vom Erwählungsglauben durchdringen lassen; jedenfalls darf man auf die Tatsache der Berit und des Erwählungsglaubens nicht ein solches Gebäude aufbauen, wie es der Verf. tut. Es ist mir, um einen einzelnen Zug herauszugreifen, auch höchst unwahrscheinlich, daß die in Am 5_{18} genannten eschatologisch Gesinnten das ‚Volk' gewesen wären; das war weit eher ein kleiner Bruchteil von besonderen Frommen. Wie erklärt eine solche abstrakte, unwirkliche Theologie, die Prophet und Volk in eins nimmt, den furchtbaren Kampf der Propheten, die ungeheure Tragik eines Jeremia, die grauenvolle Verstockungsbotschaft des Jesaja, den grimmigen Haß eines Amos und das ebenso grimmige Gehaßtwerden? Wie schwächlich klingt es, wenn ein heutiger Theologe von seinem Studiertisch aus dieses gewaltigste Ringen der Weltgeschichte erklärt als das „Reagieren des alten Väterglaubens gegen die Gefahr der Verunreinigung".

Es ist kein Wunder, daß eine solche schiefe Gesamtauffassung auch im einzelnen zu merkwürdigen Behauptungen und künstlichen Auslegungen führt. Amos „sträubt sich gegen seinen Beruf" hört man z. B., oder man lese die künstliche Auslegung von 3_{3-8} auf S. 15f., die falsche Zurechtlegung von 3_2 9_7 auf S. 63. Die Tragweite von 4_4 5_4 9_1 ist in keiner Weise erfaßt, die Schärfe der Kultablehnung wird zum gewöhnlichen Durchschnitt volkstümlicher Predigt herabgemildert usw. Daß sich vereinzelt auch Wertvolles findet, soll nicht geleugnet werden, z. B. die verständige Kritik an Mowinckel, die energische Ablehnung der These, daß Amos ein Ethiker gewesen sei, das treffliche Verständnis für die dualistische Geringachtung der Weltwirklichkeit gegenüber der Gotteswirklichkeit bei Amos.

Calkins, Raymond: **Jeremiah the Prophet.** A Study in Personal Religion. New York: The Macmillan Company 1930. (XIX, 382 S.) 8°. $ 2.50. Bespr. von Paul Volz, Tübingen.

Verf. findet mit Recht, daß Jeremia noch viel zu wenig bekannt sei; er findet den Grund darin, daß man ihm die Klagelieder zuschreibe und ihn für den Klagemann halte, und darin daß er schwer lesbar und verständlich sei. So will er den weiteren Leserkreis in das Verständnis des Propheten einführen. Er zeichnet den weltgeschichtlichen und volksgeschichtlichen Hintergrund, gibt die Aussprüche des Propheten in chronologischer Reihenfolge mit kurzer Exegese und sucht in besonderen Abschnitten die tieferen Fragen zu beleuchten. Verf. nimmt an, daß Jeremia die ersten fünf Jahre in Anatot gewirkt habe, lebhaft sei er dann für die Reform Josias eingetreten und habe sich dadurch den Haß der Anatoter zugezogen. Das halte ich alles für wenig wahrscheinlich. Die Kriegslieder nennt Verf. ‚Skythenlieder', obwohl diese These doch allmählich stark erschüttert ist. Den Fall Ninives setzt er seltsamerweise noch auf 607 an. Das Gürtelgleichnis verlegt er in die Jahre Jojakims, während es sich doch offenkundig mit der Frage der Dauer des Exils befaßt; die Völkergedichte schreibt er außer Kp. 50f. Jeremia zu und versetzt sie in die Zeit Jojakims. Kp. 30f. verteilt er in kleine einzelne Aussprüche; es ist ihm entgangen, daß wir es hier mit einer großen Komposition zu tun haben. Er stützt sich hauptsächlich auf Peake und Skinner, neuere Literatur kennt er nicht.

In den sachlichen Ausführungen steckt manches Treffende, und mit feinem Sinn erkennt Verf. die Wichtigkeit von 31, 31—34. Doch hätte er noch stärker betonen sollen, daß Jeremia hier von der religiösen Mündigkeit des Laien spricht und daß der Ausspruch eschatologisch ist, wobei freilich eschatologisch für den Propheten gleichbedeutend mit unmittelbar bevorstehend ist. Auch sonst dringt Verf. nicht in die letzten Tiefen ein, weder bei der Kultfrage noch beim Streit mit den Nabis noch bei der empfohlenen Fürbitte für Babel. Die Darstellung des Verhältnisses von Jeremia zum früheren Prophetentum enthält Richtiges und Fragliches. Verf. findet den Fortschritt Jeremias über die Vorgänger hinaus darin, daß Jeremia die Nichtexistenz der anderen Götter behauptet und daß sein Verhältnis zu Gott ein unmittelbares sei, während für die Früheren die Gotteserfahrung auf der geschichtlichen Überlieferung ruhte. Daß die Bedeutung eines Amos bloß auf dem sittlichen Gebiet gefunden wird, sollte nicht mehr möglich sein, und Gestalten wie Elia und auch der Jahwist, ganz abgesehen von Jesaja oder Amos zeigen, daß auch schon vor Jeremia unmittelbare Gottesgemeinschaft da war. Lebhaft unterstreiche ich die Bemerkung über das Fehlen des Unsterblichkeitsglaubens; es wird dadurch erklärt, daß der Prophet in seine Gottesgemeinschaft lediglich nichts Selbstisches gemischt hat. Trefflich ist auch ausgeführt, wie der Gerichtsprophet in Jahwe nicht bloß den Gerichtsherrn sieht, sondern ihm auch den tiefen Schmerz über des Volkes Sünde zuschreibt, wie ihn Jeremia selbst empfand; im Anschluß an 31, 20 hätte hier sogar noch Größeres gesagt werden können.

Immer wieder ist es dem Verf. Bedürfnis, die Linien zu heutigen oder allgemeinen Fragen zu ziehen. So sieht er im Individualismus der prophetischen Religion die Quelle der modernen Demokratie, spricht über das Verhältnis des Christen und der christlichen Kirche zum Staat, über den Wert der Organisation für das religiöse Leben u. a. Die wahre Begeisterung,

mit der der Verf. für Jeremia eintritt und ihm auf allen seinen Wegen zu folgen sucht, gibt dem Buch seinen Reiz und Wert.

Waxman, Meyer, Ph. D.: **A History of Jewish Literature** from the close of the Bible to our own days. Vol. I: From the close of the Canon to the end of the twelfth century. New York: Bloch Publishing Co. 1930. (XVII, 501 S.) 8°. $ 3.50. Bespr. von R. Edelmann, Bonn.

Eine Darstellung der jüdischen Literatur findet man entweder im Rahmen einer Darstellung der Geschichte des jüd. Volkes oder aber in mehr oder weniger populärer Form für gebildete Laien, wie das hier zu besprechende Werk von M. Waxman. Dies läßt sich wohl durch die Eigenart der jüd. Literatur erklären, die zu vielgestaltig ist, als daß eine wissenschaftliche Darstellung allen ihren Zweigen in gleicher Weise gerecht werden könnte. Während nämlich im allgemeinen die Literaturgeschichte hauptsächlich die schöne Literatur behandelt, braucht die Geschichte der jüd. Literatur für diese Seite der schriftstellerischen Tätigkeit einen verhältnismäßig geringen Raum, wenn es auch eine in ästhetischer Beziehung hervorragende, auch weltliche, jüd. Poesie gibt. Den weitaus breitesten Platz nimmt die fast in ihrer Gesamtheit mehr oder weniger religiös betonte wissenschaftliche Literatur ein. Diese Eigentümlichkeit hat übrigens die jüd. Literatur mit der arabischen und syrischen gemein, und es scheint dies also eine Eigentümlichkeit der semitischen Geistestätigkeit zu sein. Als eine wissenschaftlich auf der Höhe stehende Darstellung könnte bei einer Literatur wie der jüd. im Grunde nur eine solche gelten, in der die einzelnen Literaturzweige von Spezialforschern geschrieben sind.

Das hier zu besprechende Buch ist der erste Band einer Geschichte der jüd. Literatur. Er umfaßt die Zeit vom Abschluß des Kanons bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts. Der Leser bekommt eine gute Übersicht über Umfang und Inhalt der jüd. Literatur aus der angegebenen Zeit. Verf. behandelt die Literatur nach ihren verschiedenen Zweigen und nicht etwa chronologisch. Die Nachteile, die dadurch entstehen, werden durch einen ausführlichen Index behoben. Die ausführliche, übersichtliche Inhaltsangabe kann als Kompendium der Literaturgeschichte dienen. Eine Karte, die die Zentren der jüd.-literarischen Tätigkeit in der behandelten Zeit bringt, und einige Faksimiles aus Handschriften u. ä. illustrieren die in einer leicht lesbaren Sprache abgefaßte Darstellung. Eine ganze Reihe von Druckfehlern, besonders in der Bibliographie, wirken sehr störend.

Schechter, Abraham I.: **Studies in Jewish Liturgy,** based on a unique Manuscript entitled Seder Hibbur Berakot in two Parts. Philadelphia: The Dropsie College for Hebrew and Cognate Learning 1930. (VIII, 139 S.) gr. 8°. $ 2 —. Bespr. von Max Grünewald, Mannheim.

Das Interesse der jüdischen Theologie Amerikas wendet sich in besonderem Ausmaß dem Gebiet der Liturgie zu. Die Geschichte des jüdischen Gottesdienstes, seine Gebetsdichtungen finden dort ihre emsigen Entdecker und Bearbeiter, die unaufhörlich neues Material aus der gaonäischen und frühmittelalterlichen Zeit vorlegen. Die grundlegenden Arbeiten von Zunz, Berliner und vor allem Elbogen erfahren durch sie empirische Ausfüllung und Erweiterung. Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit dem Seder Ḥibbur Berakot, der von S. Schechter kopiert wurde und dadurch dem Brand der Turiner Bibliothek entging. Als Verf. wird Menaḥem ben Salomon, der Autor des Midrasch Sekel Tob, eruiert und damit die gleichlautende Vermutung von Zunz — er hatte bereits aus einem Akrostichon auf Menaḥem geschlossen — bestätigt. Die besondere Bedeutung des Werkes beruht darauf, daß wir in ihm die echte palästinensische Liturgie erhalten. Da die Abfassungszeit um 1140 zu datieren ist, wäre Menaḥem ben Salomon der erste Kompilator auf dem Gebiet der italienischen Liturgie.

In der Einleitung der Schechterschen Schrift wird das Manuskript literargeschichtlich geklärt, die Beziehungen zwischen Palästina und Babylonien einerseits und Italien und Palästina andrerseits untersucht. Die babylonischen und palästinensischen Bestandteile werden evident unterschieden und gesondert. Daß Rom schon im Zeitalter der Sofrim mit Palästina in Verbindung stand, weiß man schon lange, (vgl. Zunz: Der Ritus des synagogalen Gottesdienstes geschichtlich entwickelt. 2. Aufl. Berlin 1919. Diese Schrift hätte von Sch. öfter herangezogen werden können); um die Hypothese der liturgischen Abhängigkeit Italiens von Palästina hatten sich bereits Eppenstein und andere bemüht. In dieser Schrift nun wird durch eine Reihe sicherer Indizien die Vermutung zur Gewißheit erhoben. An einer Auswahl von Texten, die den zweiten Teil des Buches von Schechter ausmachen, vollzieht der Verf. seine kritische und gründliche Beweisführung im einzelnen.

Mit dem Verfasser notieren wir als Besonderheit die Bemerkung in fol. 4: ורגילין חכמים מישׁשׁ לו ציצית נגדו להתעטף בטליתו וירואה ציציותיו ומברך. Es wäre lebhaft zu begrüßen, wenn, dem Wunsche des Verfassers entsprechend, der Seder Ḥibbur Berakot — 4 Faksimiles gibt Schechter am Ende seines Buches — vollständig veröffentlicht würde.

Pappenheim, Bertha: **Zeenah u- Reenah.** Frauenbibel. Übersetzung und Auslegung des Pentateuch von Jacob ben Isaac aus Janow. Nach dem Jüdisch-Deutschen bearb., hrsg. vom Jüdischen Frauenbund. **Bereschith.** 1. Buch Moses. Frankfurt a. M.: J. Kauffmann 1930. (XI, 245 S.) 8°. RM 5—. Bespr. von W. Windfuhr, Hamburg.

Dieses bekannte, seit 1620 im Urtext häufig gedruckte Werk hat die fortlaufende haggadische Auslegung der Tora, der Haphtaren und der fünf Megilloth zum Inhalt. Der im Titel genannte Verfasser stellte es zusammen unter reichlicher Benutzung der Kommentare des Raschi, gest. 1105, des Hiskia ben Manoach (Chazqûni), um 1250, des Bachja ben Ascher, gest. 1340, und des Spaniers

Abraham ben Jakob Saba', um 1500 (Pentateuchkommentar Zerôr ha-môr), mit der ausgesprochenen Absicht, daß es den Frauen und den Ungebildeten als unterhaltende und belehrende Lektüre dienen möge, eine Absicht, welche sich schon in der nach Cant 3, 11 gewählten Titelbezeichnung kundgibt. Bis in die gegenwärtige Zeit hinein erfüllt es unter den Juden östlicher Kultur die ihm gestellte Aufgabe, während es begreiflicherweise durch die fortschreitende Emanzipation in Westeuropa stark in den Hintergrund gedrängt wurde. Mit der vorliegenden Neubearbeitung wünschen nun zwar ohne Zweifel der Jüdische Frauenbund und die Bearbeiterin selbst in erster Linie in jüdischen Kreisen dem alten Kulturgut neue Liebe zu erwecken, und solche außerhalb der Wissenschaft liegende Abzweckung würde eine Besprechung des Werkes in der OLZ nicht rechtfertigen. Allein hier ist mehr geleistet, so daß auch die Wissenschaft durchaus zu ihrem Rechte kommt. Für diejenigen, welche sich mit den Midraschim beschäftigen wollen, gibt es kaum eine so vorzügliche Einführung in die Sache, wie diese Bearbeitung von Zeenah u-reenah. Der Teil Bereschith wurde unlängst in den Mitteilungen zur jüdischen Volkskunde, hrsg. von Dr. M. Grunwald, 14. Jahrgang (1911) von S. 37 ab, leider in gar zu viele Fortsetzungen zerstückelt, schon einmal veröffentlicht, ins Hochdeutsche übertragen von Sal. Goldschmidt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Dr. A. Marmorstein. Ein Vergleich dieser zusammengezogenen, kalten Übersetzung mit der vorliegenden Bearbeitung, welche nicht nur die Sprache des Originals beibehält, soweit sie dem modernen Verständnis irgend zugänglich ist, sondern auch die charakteristische gemütliche Breite des Stiles, muß sehr zugunsten der letzteren ausfallen. Oftmals ist hier gerade der Tenor der Sprache an sich der beste Kommentar. Das Einzige, was man schmerzlich vermißt, ist eine etwa oben links auf der Seite stehende Angabe der Bibelstelle nach Kapitel und Vers, um die es sich jeweilig handelt.

Semitistik, Islamistik.

Storey, C. A.: Catalogue of the Arabic Manuscripts in the Library of the India Office. Vol. II, 1: Qur'ânic Literature. London: Oxford University Press 1930. (III, 95 S.) 4°. 12 sh. 6 d. Bespr. von G. Bergsträßer, München.

Der sehr sorgfältig gearbeitete, mit ausführlichen Beschreibungen der Handschriften und, wo nötig, der in ihnen enthaltenen Werke, mit reichen biographischen Nachweisungen über die Autoren und Aufzählung der sonst bekannten Handschriften und der Drucke (besonders auch der persischen und indischen Lithographien) versehene Katalog enthält in 167 Nummern eine Sammlung von Koranliteratur, die indische Herkunft in ihrem zum Teil schiitischen Charakter, im Vorkommen von Persisch und Urdu und in der Häufigkeit indischer Autoren deutlich erkennen läßt, aber im ganzen doch von den auch sonst herrschenden Werken, voran dem Baiḍâwî mit seinen Superkommentaren, gebildet wird. Als bemerkenswert herauszuheben sind etwa: die eingehend aufgenommenen indischen Korane (besonders Nrr. 1051 und 1052, der erste von 857 d. H., der zweite etwa gleichalt); ein Koran mit chinesischer Übersetzung (Nr. 1062); eine vom Druck des dem ibn 'Abbâs zugeschriebenen Kommentars völlig abweichende, angeblich ebenfalls von ihm stammenden Erklärung von Sure 56 (Nr. 1075); die anscheinend einzige bisher bekannte Handschrift des frühen schiitischen Kommentars von (abû n-Naḍr Muḥammad ibn Mas'ûd ibn Muḥammad ibn 'Aijâš) as-Sulamî (as-Samarqandî), auch al-'Aijâšî genannt, der wohl in der zweiten Hälfte des 3. Jahrh. d. H. schrieb (Nr. 1076, die erste Hälfte des Werks); ein sonst nicht vorkommender *šawâhid*-Kommentar zu dem schiitischen Kommentar *Magma' al-bajân* von (Amînaddîn abû 'Alî al-Faḍl ibn al-Ḥasan) aṭ-Ṭabarsî, gest. 548 d. H. (Nr. 1103); eine unbekannte *ḥâšija* zum Kommentar von an-Nasafî, gest. 710 d. H. (Nr. 1137); ein ismailitisches Koranglossar *Al-Kâfija al-mûsîja wa-š-šâfija an-nûrîja* von Qâsim ibn Ḥamza, verfaßt 1114 d. H. (Nr. 1176); das Kapitel über Koranorthographie aus dem nur in einer Leidener Handschrift vorliegenden *Maḍbûṭ* des Šarafaddîn 'Uṯmân ibn Muḥammad al-Ġaznawî, wohl im 8. Jahrh. d. H. (Nr. 1186); und eine sonst selten vorkommende Schrift von aš-Šâḍilî (gest. 654 oder 656 d. H.) *Al-Iḫtišâṣ min al-fawâ'id al-qur'ânîja wa-l-ḥawâṣṣ* (Nr. 1211).

Die Register werden wohl später folgen.

Levy, Reuben: An Introduction to the Sociology of Islam. Vol. I. London: Williams & Norgate o. J. (VIII, 410 S.) 8°. = Herbert Spencer's Descriptive Sociology, continued by his Trustees. Editor: T. W. Hill. Vol. I. £ 1.— 1.—. Bespr. von Joseph Schacht, Königsberg i. Pr.

Das Ziel dieses Werkes ist die Darstellung der gesellschaftlichen Seiten der islamischen Zivilisation. Gegenüber früheren Behandlungen des Themas will diese Bearbeitung sich nicht auf die „klassische Periode des Islam" beschränken und neben der Theorie die wirkliche Praxis auf gleichem Fuße berücksichtigen. Der vorliegende erste Band zerfällt in eine Einleitung (S. 1—74) über die Geschichte der Ausbreitung des Islam und 5 Kapitel: I. The Grades of Society in Islam (mit einem Anhang: On the prevalence of slavery in Islamic lands); II. The Status of Women in Islam; III. The Status of the Child in Islam; IV. Islamic Jurisprudence; V. The Caliphate and the Central Government. Die Einleitung und die einzelnen Kapitel sind mit ausführlichen Bibliographien versehen.

Der Verfasser hat nicht nur die frühere Literatur verwertet, sondern sie auch aus seiner Quellenkenntnis heraus ergänzt und vor allem in einen einheitlichen Zusammenhang gebracht, wobei sich neue Einzelerkenntnisse ergeben. Die Hauptbedeutung des Werkes liegt in seinem zusammenfassenden Charakter, seiner allgemeinen Zuverlässigkeit und relativen Vollständigkeit, die ihm sowohl seitens der Islamisten wie der Soziologen und anderen Interessenten starke Benutzung verbürgen.

Einige Bemerkungen zu Einzelheiten. S. 147 Mitte: die herangezogene ḥanafitische Ansicht ist nicht ganz zutreffend aufgefaßt und besagt nichts über die Auffassung der Vetternehe in der Šarî'a. S. 148 oben: die šâfi'itische Lehre über die Ehe mit nichtmuslimischen Frauen ist nicht genau darge-

stellt. S. 162 Anm. 4 ist eine unbegründete Verallgemeinerung. S. 163 oben: die Angabe über Nichterwähnung des *Mahr* im Ehekontrakt ist zu summarisch und irreführend. S. 194 unten hat der Verfasser einen Irrtum Querrys übernommen und vergröbert; der zugrundeliegende Text der Šarā'i' al-islām besagt einfach: „Wenn der Herr mit der Sklavin verkehrt und (zugleich) ein Dritter, wird (die Vaterschaft) des Kindes dem Herrn zugesprochen". S. 196 unten: It is seldom that any stigma attaches to the illegitimate child in Moslem lands; dieser Satz müßte in sein Gegenteil verkehrt werden. S. 209 oben: bei der Thronfolge der osmanischen Sultane hätte das Seniorat erwähnt werden müssen. S. 222 unten: zu der Festsetzung der täglichen Gebete auf fünf wäre Goldziher, Revue de l'Histoire des Religions 1901, 1 ff. und Mittwoch, Abh. Pr. Ak. 1913 Nr. 2 zu zitieren. S. 224 oben: die Darstellung der Geschichte der Qibla bedarf der Umgestaltung nach Bartholds Feststellung Isl. 18, 245. Ebd. Anm. 4: nach Bergsträßers und Strothmanns Feststellungen darf der Maǧmū' nicht mehr dem Zaid ibn 'Alī selbst zugeschrieben werden. S. 236 Mitte: die Einkerkerung Abū Ḥanīfas ist wohl nur eine Legende, die ihn mit Mālik gleichstellen sollte; überhaupt könnte die Entstehung der Maḏāhib und die Rolle der alten Fuqahā' jetzt wesentlich anders dargestellt werden (vgl. vor allem Bergsträßer, Islam 14, 76 ff.). S. 241 Mitte: der Satz: „in fact, his going there was by his own desire and was necessary" beruht offenbar auf einem Mißverständnis; bei Ibn Taimīja wird vielmehr das Führen des Blinden als (religiös) erwünscht (*mustaḥabb*) oder (gar) pflichtmäßig (*wāǧib*) bezeichnet. S. 252 Z. 3 v. u.: die Abrogierung des Korans durch die Sunna ist nicht „undenkbar", wie die spätere Entwicklung gezeigt hat. S. 256 Mitte: die Konsequenz der šāfi'itischen Lehre, daß mit der Verheiratung der Defloierten bis zu ihrer Volljährigkeit gewartet werden muß, durfte nicht wegbleiben. S. 270 Z. 7 v. u.: *ḫiyār aš-šarṭ* ist nicht „the option ... to make conditions [before purchasing]", sondern die beim Kaufvertrag eigens ausbedungene optio. S. 285 unten: Abū Bakr kann doch kaum als „the senior member of the prophet's family" bezeichnet werden. S. 289 unten: die dem Ibn 'Umar zugeschriebene Antwort ist sicher unecht. S. 364 Anm. 1: *šurṭa* kommt nicht von der arabischen Wurzel *šrṭ*, sondern von χωρτη (nicht von χορτης wie bei A. Fischer, R. Brünnows Arabische Chrestomathie, 4. Aufl., Glossar, S. 63a). — Diese Bemerkungen können natürlich nicht erschöpfend sein; daß Einzelheiten richtigzustellen sind, ist bei einem derartigen Werk unvermeidlich. Um so mehr möche ich zum Schluß nochmals seine allgemeine Solidität hervorheben.

Montagne, R.: Villages et Kasbas Berbères. Tableau de la vie sociale des Berbères sédentaires dans le sud du Maroc. Paris: Félix Alcan 1930. (IX, 22 S. Text, 80 Abb. auf Taf., 1 Kte.) gr. 8°. 50 Fr. Bespr. von W. Caskel, Greifswald.

Ein Versuch, die wirtschaftlichen und sozialen Zustände im westlichen Atlas und seinem Vorlande in einer Folge von Bildern darzustellen. Es werden typische Formen der Siedlung gezeigt und ihre Abhängigkeit von den natürlichen und sozialen Bedingungen zur Anschauung gebracht. Das Hauptaugenmerk ist auf das politische Leben gerichtet. Dieses schwingt zwischen zwei Extremen, der zwerghaften Kantonsrepublik, die ihre Heimat im Hochgebirge hat, und der Despotie der „Talfürsten", welche sich durch Ausnutzung des echt berberischen Parteiwesens jeweils großer Gebiete zu bemächtigen wußten. Das Wahrzeichen ihrer Herrschaft ist die Burg, während die demokratische Bergrepublik ihr Symbol im *agadir* hat, dem festungsartigen gemeinsamen Vorratshaus. Zerstörte Agadire, neuerrichtete Zwingburgen bezeichnen die Entwicklung der letzten fünfzig Jahre, welche zur Aufteilung des Atlasgebietes unter die drei Talfürsten-Familien Mtugga, Gundafi und Glawa geführt hat.

Die Photographien sind geschickt ausgewählt, aber leider technisch völlig unzulänglich, der begleitende Text zeugt von der soziologischen Schulung des Verfassers.

Westermarck, Edward: Wit and Wisdom in Morocco. A Study of Native Proverbs. With the assistance of Shereef 'Abd-es-Salām el-Baqqālī. London: George Routledge & Sons Ltd. 1930. (XI, 448 S.) 8°. 25 sh. Bespr. von G. Kampffmeyer, Berlin-Dahlem.

2013 marokkanische Sprichwörter werden von Westermarck in genauer phonetischer Umschrift mitgeteilt und eingehend behandelt. Die Mehrzahl dieser Sprichwörter nahm W. in Tanger auf; doch entstammen etwa 400 dem Andschra-Gebiet, einem Distrikt der Dschebāla, östlich von Tanger; einige wenige entfallen auf andere Gegenden von Marokko. Philologisch sind die Andschra-Sprichwörter ein besonders wertvoller Bestandteil, da wir Texte aus diesem Gebiet noch nicht besitzen und da dies Idiom bemerkenswerte Besonderheiten aufweist. Aber auch die Sprichwörter aus Tanger sind eine bemerkenswerte Ergänzung zu den von W. Marçais mitgeteilten Texten aus Tanger (1911). Die Herkunft der Sprichwörter ist, soweit sie nicht aus Tanger stammen, von W. jedesmal angegeben. Die Sprichwörter werden in systematischen Gruppen, doch in fortlaufender Numerierung, in der Weise dargeboten, daß bei jedem Sprichwort transkribierter Text, Übersetzung, Erklärung und Anmerkungen vereinigt sind. Der arabische Text ist also, übrigens durch Kursivdruck herausgehoben, auseinandergezogen. Er ist aber noch einmal (S. 325—427) zusammenhängend wiederholt, hier in arabischen Lettern und in Angleichung an schriftarabische Schreibung, soweit die Dialektform als Veränderung einer schriftarabischen Form erscheint, doch mit Beibehaltung solcher dialektischen Besonderheiten, die im Schriftarabischen kein Gegenbild haben (Präsenspräfix *la* in Andschra = sonstigem *ka* in Marokko, *ḍ* als Relativpronomen und beim Genitiv (letzteres z. B. Nr. 419. 424. 429), auch *n* statt der Präposition *l* usw.). Innerhalb des das Werk einleitenden „Introductory Essay" (S. 1—63) werden in einem Abschnitt (S. 33—42) auch der Konsonantismus und der Vokalismus der dargebotenen Texte philologisch genau behandelt. So steht Westermarck, der auch seit

neun Jahren in Marokko mit dem auf dem Titel genannten Eingeborenen zusammenarbeitet, in sprachlicher Hinsicht auf solidem Grunde.

Ein kleiner philologischer Fehlgriff in Sprichwort Nr. 527, den L. Brunot in Hesperis X, 1930, Fasc. 2, S. 256 anmerkte, ist wenig erheblich und für den allgemeinen Sinn des Sprichworts ziemlich belanglos. Vielleicht kommt auch hier eine Auffassung von Westermarcks Gewährsmann zum Ausdruck. Die Übersetzung der Sprichwörter als Ganzes ist als zuverlässig anzusehen. In der Wiedergabe der tatsächlichen Lauterscheinungen ist bis in kleinste Einzelheiten hinein große Treue angestrebt. Das war erforderlich namentlich bei den vielfach sehr merkwürdigen Lautverhältnissen des Andschra-Dialekts. Hier ist z. B. arabisches Käf vielfach annähernd gleich deutschem *ch* in *ich*, ڤ in تسقصي „du fragst" erscheint als ڧ (Nr. 1034), Däl ist häufig = ذ, usw. Manches in der Transkription, was zunächst als Fehler erscheinen kann, wird erhärtet durch Regelmäßigkeit der Darbietung und dadurch, daß der Verfasser, laut der Niederschrift in arabischen Lettern, sich der Etymologie bewußt war. Es bleiben aber Unklarheiten. So unterscheidet W. in der Transkription ض und ظ, sagt aber nichts über deren Laute. In Nr. 67 und 106 gibt er für Andschra das ذ von هذرة „Rede, Unterhaltung" (in arabischen Lettern S. 328 und 330 هدرة geschrieben) mit der Transkription von ظ wieder; aber welcher Laut ist es?

Es ist festzuhalten, daß dem langjährigen Erforscher der Volkskunde Marokkos nicht das Sprachliche — so sehr er sich bemüht, dem Philologischen gerecht zu werden —, sondern der Inhalt der Sprichwörter die Hauptsache ist. Sein vorliegendes Werk ist das dritte einer Trilogie über die Sitten und Vorstellungen der Marokkaner: Er legte schon vor *Marriage Ceremonies in Morocco* (1914) und *Ritual and Belief in Morocco* (1926). Seine Einstellung zeigt sich schon in dem Unternehmen, die Sprichwörter systematisch zu gruppieren: I. Frauen. Heirat. II. Liebe. Geschlechtsverkehr. III. Familie. IV. Nachbarn. Freunde. Gute und schlechte Gesellschaft. V. Beamte — usw., 20 Gruppen, darunter freilich XIX. Vermischte Sprichwörter. Mag die Einordnung mancher Sprichwörter wenig zwingend erscheinen, so ist diese Gruppierung doch ein Weg zur Ausschöpfung des volkskundlichen Inhalts der Sprichwörter.

Die schon erwähnte längere Einleitung untersucht die Sprichwörter nach ihrem allgemeinen Charakter, ihrer Form, ihrer Sprache, ihrer Verbreitung, ihrer Anwendung und dem Interesse, das sie darbieten. Obwohl W. zu manchen Sprichwörtern Parallelen anmerkt (besonders aus Ben Cheneb), geht er der Verbreitung und dem Parallelismus der Sprichwörter doch nicht näher nach (vgl. S. 47); sein eingestandener Hauptzweck war soziologische und psychologische Forschung (S. 47ff.). Die angezogene Literatur zeigt den weiten Blick des Verfassers. Seine Methode ist durchweg besonnen, die Behandlung durchaus sorgfältig. Der sehr eingehende Index leistet für die Auswertung des reichen Inhalts des hervorragenden Werkes sehr schätzbare Dienste.

Kaukasus, Turkologie, Iran.

1. **Jäschke**, G[otthard]: **Die Türkei seit dem Weltkriege.** III. Geschichtskalender für 1930. Berlin: Deutsche Gesellschaft für Islamkunde 1931. (S. 137—166.) gr. 8°. = Die Welt des Islams, Bd. 12, H. 4. RM 1.60.

2. — **Der Freiheitskampf des türkischen Volkes.** Ein Beitrag zur politischen Geschichte der Nachkriegszeit. Ebda. 1932. (16 S. mit 1 Karte.) gr. 8°. RM —.80. Angez. von R. Hartmann, Göttingen.

1. Vf. setzt hier die OLZ 1929, Sp. 659ff. und 1931, Sp. 558 angezeigten Arbeiten für das Jahr 1930 fort. Diese Fortsetzung teilt die Vorzüge der beiden ersten Teile. Hervorgehoben sei besonders, daß der Vf. auch hier wieder nicht nur den im weitesten Sinne politischen Vorgängen sein Augenmerk schenkt, sondern auch den wirtschaftlichen und kulturellen. Wir können den schon früher ausgesprochenen Wunsch nur wiederholen, daß Vf. seine verdienstliche Arbeit auch weiter fortsetzen möge, dem Beobachter der Zeitgeschichte wie dem künftigen Historiker zu Dank.

2. Besonders begrüßenswert ist es, daß Jäschke seine einzigartige Stoffkenntnis hier in einer selbständigen Darstellung des türkischen Freiheitskampfes auswertet. Er gibt einen knappen, aber genauen und klaren Überblick über die verwickelten politischen Ereignisse, die vom Waffenstillstand von Mudros zum Frieden von Lausanne führten, mit scharfer Heraushebung der Irrgänge der Politik der „Siegermächte" und der inneren Notwendigkeit des Verlaufes. Die Schilderung gipfelt in der Hervorhebung der persönlichen Leistung Mustafa Kemals. Die kleine Schrift liest sich spannend, wie es die Geschehnisse waren, und verdient weiteste Verbreitung, besonders auch in allen politisch interessierten Kreisen.

Pittard, Eugène: **Le visage nouveau de la Turquie.** Avec plusieurs cartes et graphiques et orné de 24 gravures, la plupart d'après des photographies prises par l'auteur. Paris: Société d'Éditions Géographiques, Maritimes et Coloniales 1931. (312 S.) 8°. = À Travers l'Asie-Mineure. Bespr. von G. Jäschke, Berlin-Friedenau.

Der Verf., Konservator am Museum für Völkerkunde in Genf, widmet dieses Buch dem türkischen Volke als Erinnerung an eine Reise, die er im Herbst 1928 nach Angora und in das Europäern sonst verschlossene Gebiet östlich des Euphrat (El-ʿAzīz, Diārbekir) und kreuz und quer durch Westanatolien unternommen hat. Frei von „l'esprit très levantin" (S. 67) und „l'animosité générale de l'Europe" (S. 294) sucht er, „das türkische Wunder" zu verstehen, „le formidable effort de rénovation" (S. 307). Bis in die entlegensten Gegenden hat er die Wirkungen von „la volonté de fer du Ghazi" (S. 63) festgestellt, des „Missionaire" (S. 71) und „Calculateur rigoureux" (S. 75) seines Volkes. Nicht zufällig habe Muṣṭafa Kemāl

gerade in Stambul die Abschaffung des arabischen Alphabets („une des plus grandes révolutions sociales", S. 97) verkündet, so wie er s. Zt. den Kampf gegen den Fes im konservativsten Vilājet Ḳastamūni eröffnet habe. Der Verf. erwähnt freilich auch die innere Unausgeglichenheit der heutigen Türkei. Schon in Angora hat er „deux civilisations et aussi deux états d'âme" (S. 60) bemerkt, und im Anblick einer römischen Mühle ruft er aus: „O! sainte Turquie, tu gardes les usages anciens!" (S. 54).

Das Vertrauen zur jungen türkischen Republik hindert den Verf. nicht, eine gewisse Vorliebe für die alte Türkei zu bekunden. Wiederholt kleidet er in die Form einer Bitte an die Behörden die Beobachtung vom Verfall „des hans seljoukides admirables, des vieilles mosquées, des murailles de villes" (S. 22). Er befürchtet, daß „une Turquie américanisée" (S. 305) mit zu schnellen Fortschritten nicht die Sympathie des Auslandes gewinnen werde. Der Verf. verschweigt weder „les chemins impossibles" (S. 117) noch „les affreuses casquettes" (S. 57).

Andererseits läßt die im ganzen Buch vorherrschende Tendenz „mea culpa d'Européen et de chrétien" (S. 7) den Verf. die wirtschaftlichen und kulturellen Schwierigkeiten der Lage unterschätzen. Auf Grund von Statistiken, deren Zuverlässigkeit er nicht bezweifeln zu dürfen glaubt (S. 211), sieht er „de beaux jours en Anatolie pour les capitalistes" (S. 281) voraus, ohne zu ahnen, wie kompliziert Steuergesetze sein können.

Die in das Buch eingestreuten geographischen und ethnographischen Angaben beruhen auf Quellen, die der Verf. wohl selbst als veraltet empfunden hat (S. 27 Fußnote).

Antikritik.

Christensen, Arthur: **Contributions à la Dialectologie Iranienne.** Dialecte Guilāki de Rešt, Dialectes de Färizänd, de Yaran et de Natanz. Avec un supplément contenant quelques textes dans le persan vulgaire de Téhéran. Kopenhagen: Høst & Søn 1930. (300 S.) gr. 8°. = Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab. Historisk-filologiske Meddelelser XVII, 2. Bespr. von G. von Selle, Göttingen.

Mit diesem Band setzt Professor A. Christensen die Reihe seiner Arbeiten fort, die er der Erforschung der iranischen Dialektologie widmet. Früh hat er, vor allem den Anregungen F. C. Andreas folgend, die große Bedeutung der modernen persischen Dialekte für die iranische Philologie, insbesondere für die Probleme des Mittel- und Altpersischen erkannt. Bereits 1915 veröffentlichte Christensen eine Studie über den Dialekt von Semnān, der den sogenannten zentralen Dialekten zuzuweisen ist. 1921 gab er Aufnahmen A. Meyer Benedictsens aus dem Awromāni und dem Pāwi heraus, auch diese der Nordgruppe der persischen Dialekte angehörig, nachdem er schon vorher einige Anekdoten in der Volkssprache von Tehrān mitgeteilt hatte (1918). Nach dem Osten Irans führten ihn kriegsgefangene Osseten; 1921 teilte er in einem Bande „Textes ossètes" eine Anzahl von Gesprächen, Briefen, Erzählungen in ossetischer Sprache mit. Endlich der vorliegende Band ist wiederum den sogenannten kaspischen und zentralen Dialekten gewidmet. Mit diesen fünf Arbeiten zur iranischen Dialektkunde darf Professor Christensen den vollberechtigten Anspruch erheben, in erster Reihe der gewiß nicht unbedeutenden Vertreter dieser wichtigen Disziplin genannt zu werden. Sein Werk steht würdig neben den Arbeiten eines Žukowski, eines O. Mann, dessen Nachlaß keinen besseren Sachwalter als K. Hadank finden konnte, eines W. Geiger, eines Lorimer, um nur einige Gelehrte der älteren Generation zu nennen.

Professor Christensen hat seinen Arbeiten eine im wesentlichen übereinstimmende Form gegeben. Die Grundlage gaben ihm Textaufnahmen, auf Grund derer er grammatische Abrisse nebst Vokabularien ausarbeitete; die Wortverzeichnisse enthalten indes nur das Material, das charakteristisch für den jeweils behandelten Dialekt ist. In dieser Methode folgt er im allgemeinen Žukowski, der allerdings insofern über das von Christensen Gebotene hinausgeht, indem er die Glossare nach dem Wortbestand des Neupersischen anlegt und unter dem neupersischen Wort das dialektische Gut zusammenfaßt. O. Mann dagegen und in noch stärkerem Maße sein Fortsetzer Hadank isolieren die Dialekte sehr viel schärfer. Zweifelsohne ist dies für die Untersuchung eine erste Voraussetzung; indes bietet eine Darstellung in der Art Žukowskis ganz ungleich mehr Vorteile für das Studium der iranischen Sprachgeschichte, als eine vereinzelnde Methode. Christensen steht etwa in der Mitte dieser beiden Behandlungsweisen, indem er zwar in der Regel den einzelnen Dialekt als solchen darstellt, aber dabei niemals das Hauptziel dieses Forschungszweiges, den Blick auf den Gesamtzusammenhang der iranischen Sprachgeschichte, außer acht läßt. Das prägt sich vor allem darin aus, daß er häufig genug Zusammenstellungen einzelner Wortformen in Zusammenhang einer Dialektgruppe gibt und gelegentlich auch Dialekte in Gegenüberstellung behandelt, wie z. B. im vorliegenden Band die Darstellung des Färizändī und des Yaranī. (Vgl. im selben Band das höchst instruktive Vocabulaire systématique: Guilākī, Färizändī, Yaranī, Natanzī).

Besondere Sorgfalt hat der Verfasser der Bibliographie in allen seinen hier in Rede stehenden Arbeiten gewidmet. Das gilt in hervorragendem Maße auch vom vorliegenden

Buch. Auf S. 6ff. gibt er eine bibliographische Zusammenfassung aller seit dem Grundriß der iranischen Philologie erschienenen einschlägigen Literatur, auf späteren Seiten handelt er besonders über seine Vorgänger in den Arbeiten am Giläkī und Natanzī. Es ist nicht recht einzusehen, weshalb an dieser Stelle (vgl. OLZ 35. Jh., Heft 8/9, Sp. 594) Anstoß genommen werden konnte. Professor Christensen hat ausdrücklich auf die Arbeit Hadanks am Natanzī hingewiesen und zwar auf beide Stellen, an denen Hadank über die früheren Natanzī-Studien handelt. Daß Christensen übrigens diese Studien nicht erst aus Hadanks Arbeit kennenlernte, ergibt sich daraus, daß er Žukowskis Buch wiederholt in seiner früheren Schrift über das Awromānī genannt hatte. Dort bei Žukowski S. XI, XII ist auch das Buch von Polak genannt (man hätte ebenso eine Erwähnung bei Hadank erwarten können, wie er sie von Christensen verlangt). Was endlich die Frage betrifft, ob die Arbeit von Romaskevitch erschienen ist, so hat sich Professor Christensen persönlich bei einem russischen Gelehrten erkundigt und danach in seiner Arbeit berichtet.

Deeters, Gerhard: **Das kharthwelische Verbum.** Vergleichende Darstellung des Verbalbaus der südkaukasischen Sprachen. Leipzig: Markert Petters 1930. (X, 258 S.) gr. 8°. = Sächs. Forschungsinstitute in Leipzig, Forschungsinst. f. Indogermanistik, sprachwiss. Abt., Bd. 1. RM 23—. Bespr. von R. Bleichsteiner, Wien.

Vorliegender Band beschäftigt sich mit dem schwierigen Problem des südkaukasischen Verbums. Der Verfasser will einerseits eine Vorarbeit zu einer historischen Grammatik der südkaukasischen Sprachen bieten, anderseits für den weiteren Kreis der Linguisten eine Darstellung des khartwelischen Verbaltyps geben, der nach ihm „verblüffende Übereinstimmungen mit dem Indogermanischen" zeigt. Diese Übereinstimmungen dürfen indessen nicht allzu hoch gewertet werden, da ähnliche Erscheinungen auch in anderen Sprachstämmen vorkommen. Der Verfasser hat gewiß recht, wenn er sagt, daß hierbei von Entlehnungen nicht die Rede sein kann, sie erklären sich m. E. dadurch, daß die indogermanischen mit den kaukasischen Sprachen einer gemeinsamen Basis entwachsen sind. Man darf ferner nicht vergessen, daß die durch bestimmte Präfixe (*m*-, *n*-, *s*- usw.) gebildeten Verbalnomina und Substantiva ihre zumeist sogar lautgetreuen Entsprechungen in den semito-hamitischen Sprachen haben, sodaß man auch nach dieser Richtung Zusammenhänge zu buchen hat.

Daß es einmal möglich sein wird, die Kaukasussprachen auf einige wenige Urtypen zurückzuführen, halte ich für unwahrscheinlich; der historische Tatbestand deutet eher darauf hin, daß in unserem Gebiete die sprachlichen Verhältnisse im Altertum noch verwickelter waren als heutzutage. Sehen wir doch auch in der Gegenwart, wie eine Anzahl von Sprachen vor dem übermächtigen Andrang anderer zurückweichen und langsam aussterben. Vielfach erhalten sich Reste von ihnen in den siegreichen Sprachen und bilden mehr oder weniger mächtige Schichten, die der Sprachforscher sorgsam zu analysieren hat, bevor er es wagen darf, an die eigentliche Sprachvergleichung heranzutreten. Wir finden z. B. mingrelische und swanische Relikte innerhalb des Georgischen, abchasische und swanische innerhalb des Mingrelischen, und umgekehrt gibt es im Swanischen neben starken mingrelischen und georgischen Überlagerungen mindestens zweierlei fremde Elemente, die vielleicht zu den nordostkaukasischen Sprachen zu stellen sein werden. Die Sprachverhältnisse sind eben im Kaukasusgebiet derart kompliziert, daß man die Methoden der Indogermanistik wird kaum nutzbringend anwenden können. Ist doch das Altgeorgische selbst vom heute gesprochenen im Typus derart verschieden, daß man es nicht unmittelbar aus jenem ableiten kann. Der Sprachbau des erstgenannten erinnert vor allem durch das streng durchgeführte Prinzip der Suffixaufnahme weit mehr an das Elamische oder Chaldische als an das moderne Georgisch.

Diese Erwägungen habe ich aus prinzipiellen Gründen aussprechen müssen, sie wollen das Verdienst der mühevollen Forschungsarbeit des Verfassers nicht beeinträchtigen. Die Darstellung des kharthwelischen Verbums zerfällt in zwei Abschnitte. Im ersteren werden die Bildungselemente behandelt, aus denen sich der Verbalkörper aufbaut. Man unterscheidet: Präverbien d. i. Präpositionen bezw. Vollendungspräfixe, objektive oder subjektive Pronominalpräfixe, den richtunggebenden Charaktervokal, auf den die eigentliche Verbalwurzel folgt; an diese können sich stammbildende Suffixe (Präsens, Kausativ, Passiv usw.), der Modusvokal, unter Umständen ein objektives Pluralsuffix anschließen, den Abschluß der Form bildet Personal- bzw. Pluralsuffix. Der zweite Teil bringt eine Darstellung der Tempora und Modi sowie der Verbalnomina. Wir unterscheiden bei den ersteren eine Präsens-, eine Aorist- und eine Perfektgruppe, von denen jede eine verschiedene syntaktische Behandlung des Subjekts und Objekts erfordert (vgl. die glänzende Darstellung in N. Fincks „Die Haupttypen des Sprachbaus!"). Ein besonderes

Verdienst hat sich der Verf. durch die ausführliche Behandlung der swanischen Vokalreduktion nach den Forschungen von Schanidze erworben (S. 15—24). Seine Analyse der swanischen Texte von Onian u. a. Autoren verdienen bei dem vollständigen Mangel einer brauchbaren grammatischen Darstellung und eines Wörterbuches dieser Sprache alle Bewunderung.

Südasien.

Annual Bibliography of Indian Archaeology for the year 1929, published with the aid of the government of Netherlands India and with the support of the Imperial Government of India. Leyden: E. J. Brill 1931. (VII, 140 S., 8 Tafeln.) 4°. = Kern Institute, Leyden. Bespr. von H. Zimmer, Heidelberg.

Der vierte Jahrgang dieses ausgezeichneten Rüstzeugs indischer Archäologie für das Jahr 1929 präsentiert sich in der bewährten Gliederung des vorausgehenden. Er verzeichnet 731 Nummern an Büchern und Zeitschriftenartikeln, 116 Zeitschriften sind in ihm angezogen. Ein Überblick mag zeigen, wieviel wertvolle Orientierung diese Bibliographie indischer Archäologie über ihren engeren Gegenstand hinaus auch rein historischen, chronologischen und numismatischen Interessen einerseits, und auf der anderen Seite den Wissenschaften geographisch angrenzender Räume zu bieten hat. Der einleitende Abschnitt „General" resümiert (unter A. Periodicals) aus 11 Zeitschriften und bringt (unter B. Books & Articles) 39 Nummern. Dann folgt der Hauptteil „India" A. Periodicals (Nr. 51/79), B. Books & Articles: Archaeology & Art History in General (80/153), Architecture & Sculpture (154/86), Painting (187/216), Iconography (217/32), Palaeography (233), Epigraphy (234/97), Chronology (298/306), Ancient History (307/416), Numismatics (43C/54). Daran schließen sich die umliegenden Arbeitsfelder: Ceylon (455/67), Further India (468/97), Indonesia (498/571), Western & Central Asia (572/669), The Far East (670/731).

Einen besonders wertvollen Bestandteil dieser Publikation bilden die in Form eines einleitenden Teils zusammengefaßten Berichte über wichtige Grabungsergebnisse in Vorder- und Hinterindien und den westlichen Grenzlanden. Der Herausgeber bedauert, in diesem Jahrgang frühere Berichte über die Grabungen in Mohenjo Daro, Taxila, Nalanda, Nagarjunikonda aus redaktionellen Gründen nicht fortsetzen zu können, dafür bietet der Band (neben einem Bericht über E. Herzfelds Arbeiten in Süd-Kurdistān und Luristān nach seinen eigenen Veröffentlichungen) eine Reihe bemerkenswerter Originalberichte. S. Lévi gibt eine glänzende Deutung von Reliefszenen am Sockelgeschoß des Boro Budur. Sie tragen knappe Inschriften, deren erste Entzifferung Kern, deren verbesserte Lesung Krom gab. Krom erkannte auch, daß sie nicht als Bilderklärungen für Wallfahrer, sondern als Stichworte für die Bildhauer gemeint waren, da sie z. T. mit dem Meißel überarbeitet sind. Sie mußten sich also auf einen Text beziehen, der den Bildhauern geläufig war. Einen solchen weitverbreiteten Text, der ihre Grundlage ist und ihre Deutung gibt, ermittelte Lévi im „Karmavibhaṅga", das in 2 chines. und 2 tibet. Versionen vorliegt, von dem er aber selbst 1922 in Nepal 2 Sanskritversionen fand (eine Pali-Entsprechung findet sich Majjh. Nik. 135). Es ist ein Text, der die speziellen Wirkungen guten und schlechten karman's kasuistisch beschreibt. Ihre Darstellung paßt ausgezeichnet im Rahmen der symbolischen Gesamtstruktur des Boro-Budur an dessen Sockelgeschoß. — V. Goloubev berichtet von der Restauration des Prah Khan (250 m n. ö. von Angkor Thom), einer Tempelanlage im Stil von Bayon (wahrscheinlich auch aus der Zeit Jayavarman's VII. 1181/1201), und von der Ausgrabung einer alten Cham-Stadt bei Trà-Kiêu in Annam. — J. Pearson resümiert die Ergebnisse von Ausgrabungen an Ruinen von Profanbauten in Anurādhapura: es fand sich ein Pfeiler mit persischem Kreuz, der den Bericht des Kosmas Indicopleustes von einer persischen Christengemeinde seiner Zeit in A. bestätigt, ferner Gebäudereste aus dem 8.—10. Jahrh. — Der Herausgeber berichtet von Ausgrabungen Hargreaves in Balutchistan, die in Verfolg der Erkundungsreisen Sir Aurel Steins, angeregt durch die Funde von Mohenjo-Daro, das archäologisch noch unberührte Balutchistan als „missing link" zwischen Induskultur und Westen in die Forschung einbeziehen sollten. Bei Mastung fanden sich im Sampur Mound nur (z. T. bemalte) Gefäße unbestimmten Datums, keine Stadtanlage; ein Silberbecher gehört der gräkobuddhistischen Zeit (etwa 1. Jahrh. n. Chr.) an, eine indoscythische Münze weist in dieselbe Zeit. Der Sohr damb bei Nāl erwies sich als eine Necropole, mit 30 Typen von Keramik (271 Fundstücke), von denen einige bemalte nahe Parallelen unter den Funden von Mohenjo Daro aufweisen, andere unter Stücken von Susa I.

Lalou, Marcelle: **Iconographie des Étoffes peintes (Paṭa) dans le Mañjuśrīmūlakalpa.** Paris: Paul Geuthner 1930. (V, 119 S., 7 Taf.) gr. 8°. = Buddhica. Documents et Travaux pour l'Étude du Bouddhisme, publiés sous la Direction de Jean Przyluski. Première Série: Mémoires, Tome VI. 75 Fr. Bespr. von Heinrich Zimmer, Heidelberg.

Der Ārya-Mañjuśrī-mūlakalpa ist ein umfangreicher Traktat des buddhistischen Tantrismus (in 3 Bänden von Gaṇapati Sāstri in der Trivandrum Sanskrit Series herausgegeben); wer sich für mantra's und mudrā's interessiert, kommt bei ihm auf die Kosten, aber auch Anweisungen, wie maṇḍala-Zeichnungen und andere Malereien kultischen u. magischen Charakters zu fertigen sind, finden sich hier. Geschickt und behutsam hat Marcelle Lalou aus dem Wust des schlecht überlieferten Textes herausgehoben, übersetzt u. interpretiert, was sich an Anweisungen über figürliche Malereien findet, die keine konzentrisch-geometrische maṇḍala-Struktur zeigen, sondern, nach dem Wortgebrauch des Textes als „paṭa" (Leinwand) anzusprechen sind. Dabei haben ihr die tibetische u. chinesische Übersetzung des Textes wertvolle Dienste geleistet. Die Herstellung dieser „paṭa" steht ganz im Banne magischer Gebundenheit, hinsichtlich der Bräuche, Reinigungen, Materialien und Zeiten, die bei der Verfertigung in Frage kommen, der Personen, die dabei zu beschäftigen sind, und der Zwecke, die mit ihnen erreicht werden können. Sie dienen jeder Art Wunscherfüllung, die sie magisch bewirken, und man unterscheidet je nach den Zwecken, für die sie gefertigt werden, höchste, mittlere u. kleine, deren reicherer u. einfacherer Figurenaufbau nach den Anweisungen des Textes in beigegebenen schematischen Tafeln veranschaulicht wird. Man gewinnt den Eindruck, daß diese sehr elaborierten Schemata später — der Text spricht von den Zeiten des Verfalls der Lehre — in der täglichen Praxis einfacheren, figurenärmeren Platz gemacht haben, die von M. Lalou aus weiteren Kapiteln des Textes herausgehoben, übersetzt u. durch schematische Zeichnung angedeutet werden.

Neben dem ikonographischen Hauptmaterial bringt M. Lalou einige bemerkenswerte Feststellungen zur Geschichte der Gestalt Mañjuśrī's. Als geistiger Sohn des Buddha Saṁkusumitarājendra nimmt er den Gehalt des nach ihm benannten, wesentlich von ihm selbst handelnden Textes als Lehren des Buddha Śākyamuni entgegen; er nimmt hier eine so hervorragende Stelle unter den Bodhisattvas ein, wie sie uns anderwärts für Avalokiteśvara geläufig ist. M. Lalou erkennt hierin einen Hinweis auf die Zeit des Textes, sie weist an Hand von Nanjio's Katalog nach, daß diese besondere Rolle Mañjuśrī's, die er auch in den ältesten Schichten des Saddharmapuṇḍarīka spielt, in den chines. Übersetzungen buddh. Texte von der späteren Handynastie bis in T'ang- und Sungzeit (12. Jahrh.) zu finden ist, während Avalokiteśvara (wie im Saddharmapuṇḍarīka) erst später zu der bekannten, wirklich überragenden Rolle aufsteigt, — nach Ausweis der chines. Übersetzungsliteratur erst etwa mit der T'angzeit. — Ein anderer interessanter Punkt, Mañjuśrī betreffend, über den M. Lalou Licht verbreitet (Chap. V) ist die Beziehung seiner jugendschönen (kumāra) Gestalt mit den fünf Haarflechten (pañca-cīraka) und der schönen Stimme (mañjughoṣa, vādirāja usw.) zum Gandharven Pañcaśikha des Palikanons, dem himml. Sänger. Seine Beziehung zum Gotte Kumāra-Kārttikeya, die M. Lalou gleichfalls anschneidet, scheint mir wesentlich äußerlicherer Art; hier hat wohl einfach das beiderseitige Beiwort „kumāra" die Brücke zu möglichen Contaminationen geschlagen, M. Lalou verzeichnet nämlich ein mantra, das nach Kārttikeya-Mañjuśrī genannt ist. Dabei hat sich dann freilich der ursprüngliche Sinn des „kumāra" inbezug auf Mañjusrī verdunkelt, ich glaube, daß es nicht nur im Sinne der Jugendschönheit gemeint war, sondern auch als Bezeichnung der letzten Stufe der Bodhisattvalaufbahn: als kumāra hat Mañjuśrī den abhiṣeka, die Königsweihe zur Buddhaschaft schon empfangen, er ist wie ein yuvarājan, der als Kronprinz an der Ausübung der Königsmacht des Vaters teilhat, virtuell schon (geistiger) Weltherrscher, Buddha.

French, J. C.: Himalayan Art. With an introduction by Laurence Binyon. London: Oxford University Press 1931. (XIV, 117 S., 23 Taf., 1 Kte.) gr. 8°. 25 sh. Bespr. von Ludwig Bachhofer, München.

Unter Himalayan art versteht der Verf. die Malerei der Bergrajputen vom XVII. bis herauf ins XX. Jahrhundert. Als Beamten des Indian Civil Service bot sich French vielfach Gelegenheit, den Miniaturen und Fresken an Ort und Stelle nachzugehen und Neues aufzuspüren; so entdeckte er eine bisher unbekannte Unterschule der Schule von Kangra, die des Kulu-Tales. Die Schilderung solcher Bergfahrten auf der Suche nach Bildern macht weitaus den größten Teil des Buches aus, dazu kommen Hinweise auf die Geschichte der Fürstentümer, Anekdoten, Legenden und Bemerkungen über Land und Leute.

Über die Malerei selbst wird sehr wenig gesprochen, die kunstgeschichtliche Ausbeute ist recht mager. French hat jedoch die Gabe des angenehmen Plauderns, er erzählt anregend und ist obendrein ein vielseitig gebildeter und interessierter Mann. So ersteht aus den Seiten dieses Buches etwas, was man in keinem andern Werk über Rajputenmalerei findet: die eigentümliche Atmosphäre, in der diese letzte Blüte der Hindukunst gedieh und verwelkte.

Moubray, G. A. de C. de: Matriarchy in the Malay Peninsula and neighbouring Countries. London: George Routledge & Sons 1931. (IX, 292 S.) gr. 8°. 15 sh. Angez. von H. A. Winkler, Tübingen.

Angeregt wurde der Verf. zur vorliegenden Studie durch gewisse Schwierigkeiten, die sich ihm als Verwaltungsbeamten, und zwar dann entgegenstellten, wenn es sich darum handelte, über Adoptionen und über die Verteilung des während der Ehe erworbenen Eigentums beim Tode der Ehefrau zu entscheiden. Das Buch wendet sich — entsprechend dieser Genesis — in erster Linie an die englischen Verwaltungsbeamten und die englisch sprechenden gebildeten Malaien in Nĕgri Sĕmbilan und Malakka. de M. ist aber seinem Problem mit solcher Konsequenz bis in die letzterreichbaren Tiefen nachgegangen und hat von allen Seiten her sein Geheimnis zu verstehen gesucht, daß sich neben dem praktischen Nutzen für den Beamten ein noch größerer für den Soziologen ergibt.

Das Buch gliedert sich in vier Teile. Im ersten spricht de M. einleitend über die Methode der Erforschung, im wichtigsten zweiten Teile gibt er eine Skizze der sozialen und politischen Strukturen der malaiischen Halbinsel, Mĕnangkabaus, der kanaresischen Bants und der Nayars in Malabar. Weiter forscht er hier nach den zugrunde liegenden Prinzipien, vor allem nach der Entstehung des Matriarchates, dann nach den Ursachen seines Verfalls. Ein dritter Teil bringt Einzelheiten aus dem Recht der malaiischen Halbinsel, vor allem eine genaue Übersicht über die verschiedenen Arten des Eigentums, Vererbung und Teilung. Ein vierter Teil gibt die Schlüsse des Forschers.

de M. stellt den Satz auf, daß „einander offenkundig widersprechende Rechtsanschauungen vielfach verschiedene Entwicklungsstadien dieses Rechtes zum Ausdruck bringen" (S. 9). Die Veränderungen in den Rechtsanschauungen wurden im vorliegenden Falle zunächst durch das Herüberwandern malaiischer Mannschaften von Sumatra (Mĕnangkabau) auf die malaiische Halbinsel veranlaßt. Die Einwanderer waren den dort angetroffenen Jakuns kulturell überlegen. Sie heirateten einheimische Weiber. Die Nachkommenschaft aus diesen Ehen wurde dann — als der Mutter gehörig — am Boden eigentumsberechtigt. Den Begriff, daß das Land unveräußerliches Familieneigentum der Weiber sei, brachten die Mĕnangkabauer mit. Infolge dieser Invasion entstand weiter eine neue soziale Form, die Einzelfamilie, die dem Dschungel Ackerland abringt. Damit beginnt eine Unabhängigkeit des Mannes von der Versorgung durch die Frauen. Noch viel entscheidender wirkt sich das Anpflanzen des Gummibaumes aus. Derartige Pflanzungen gelten nun nicht mehr als unveräußerlicher Familienbesitz, sondern als veräußerlicher Individualbesitz. Dies die Grundtatsachen, durch die hier das Matriarchat getragen und dann verändert wird.

de M. unterzieht die Theorien über die Entstehung des Matriarchates einer Prüfung. Er kommt zu der Hypothese, daß die älteste Gesellschaftsform wohl die Einzelfamilie (parental family) war und daß daraus

sich sowohl die matriarchale wie die patriarchale Gesellschaft entwickelt habe. Eine wichtige, aber nicht die entscheidende Ursache für die matriarchale Gesellschaftsbildung sieht de M. in den neuen Bedingungen beim Übergang vom Sammler- und Jägertum zum Ackerbau. Damit bekommen die Frauen für die Ernährung der Gemeinschaft überragende Bedeutung. Entscheidend sind für die Entstehung des Matriarchates nach de M. die religiösen Ideen über „die große Mutter der Götter". Leider führt de M. diesen Gedanken nicht im einzelnen aus. Zur Seite geschoben wird Malinowski's These von der Bedeutung der Unkenntnis der Rolle des Mannes bei der Zeugung für die Entstehung des Matriarchates. Wie mir scheint, zu Unrecht. Eine Wurzel dieser Gesellschaftsform dürfte hierin schon mit Recht erkannt worden sein. Vor allem überzeugt mich in diesem Punkte de M.'s unter Berufung auf die Psychoanalytiker vorgetragene Meinung nicht, daß bei Malinowski's Trobriandern die Kenntnis der Vaterschaft einmal vorhanden gewesen, dann aber als unerwünschtes Wissen verdrängt worden sei.

Den Verfall des Matriarchates erklärt de M. vor allem aus den Veränderungen der Eigentumsbegriffe. Der ursprüngliche allgemeine Familienbesitz bildet das Rückgrat der matriarchalen Gesellschaft. Mit seiner allmählichen Zerteilung zerfällt auch die matriarchale Familie.

Im ganzen gesehen bringt de M. eine neue tiefe Würdigung des Matriarchates als einer sehr segensreichen Form der menschlichen Gesellschaft. Er schließt sein Werk mit folgenden Worten: „. . . the future of the race is in the lap of women and girls rather than in the strong hand of men. If one or the other had to be favoured as regards general culture and economit stability it would be well that it should be the female sex."

43 Anhänge — hauptsächlich Feststellungen des Rechtes der Eingeborenen aus Gerichtsverhandlungen — ermöglichen es dem Leser, die Schlüsse de M.'s in wesentlichen Punkten nachzuprüfen.

Keay, Rev. F. E.: **Kabīr and his Followers.** Calcutta: Association Press, and London: Oxford University Press 1931. (XI, 186 S.) kl. 8°. = The Religious Life of India. 5 sh. Bespr. von H. v. Glasenapp, Königsberg i. Pr.

Das knappe, aber inhaltreiche Buch des durch seine kurze Geschichte der Hindī-Literatur bekannten Autors gibt auf Grund eines Studiums der Texte und von Forschungen in den Hauptniederlassungen der Sekte eine klare und übersichtliche Darstellung der ganzen religiösen Bewegung, die sich an den Namen des großen Propheten und Dichters Kabīr (15. Jh.) knüpft. Von den 11 Kapiteln behandeln die ersten fünf das Leben, die Schriften und die Lehren Kabīrs, die folgenden vier beschäftigen sich mit der Geschichte und der Literatur des Kabīr Panth, und mit seinen heutigen Lehren und Riten. Das 10. Kapitel spricht dann kurz von den zahlreichen hinduistischen und mohammedanischen Heiligen und Sekten, welche von Kabīr abhängig sind. Das Schlußkapitel ist, dem Programm der „Religious Life of India Series" entsprechend, der Erörterung des Verhältnisses der Lehren Kabīrs zum Christentum gewidmet. Vergleicht man Keays Buch mit Bischof Westcotts 1907 erschienenem Werke — dem bisher einzigen, welches den Kabīr Panth ausführlich behandelte — so ist der erzielte Fortschritt unverkennbar. In Kleinigkeiten sind Irrtümer untergelaufen, so starb Vallabhācārya 1531, nicht 1515 wie es S. 4 heißt. Vorbildlich ist die Behandlung des Problems „Kabīr and Christianity". Obwohl Keay durchaus seinen Standpunkt als Missionar wahrt, vermeidet er doch die einseitige Beurteilung, die vielfach in Werken von Missionaren anzutreffen ist. Nachahmung verdient es vor allem, daß der Verf. auch einen Text übersetzt (S. 173), der die gegensätzliche Einstellung der Kabīrpanthīs gegenüber der Mission charakterisiert. Die Bilder, die dem Buche beigegeben sind, ergänzen seinen Inhalt in wertvollster Weise.

---

1. **Andrews**, C. F.: **Mahatma Gandhi: His own Story.** London: Allan and Unwin [1930]. (350 S.) 8°. 12 s. 6 d.
2. — **Mahatma Gandhi at Work.** His own Story continued. Ebda [1931]. (407 S.) 8°. 12 s. 6 d.
3. **Polak**, Millie Graham: **Mr. Gandhi: the Man.** With a Foreword by C. F. Andrews. Ebda [1931]. (186 S.) kl. 8°. 3 s. 6 d.
4. **Standenath**, Franziska: **Vier Monate Gast Mahatma Gandhis.** Indiens Freiheitskampf 1930/31. Gefängnisbriefe des Mahatma aus der Zeit vom 31. Juli bis 6. November 1930. Mit Originalaufnahmen und Faksimile (!) von handschriftlichen Briefen des Mahatma an die Verfasserin. Graz: Leuschner u. Lubensky 1931. (478 S.) gr. 8°. RM 10 —; geb. 12 —. Bespr. von Walther Schubring, Hamburg.

1./2. Die ersten beiden Bücher bilden zusammen mit dem gleichfalls von A. veröffentlichten Bande „M. G.s Ideas" (vgl. OLZ 1931, 894) ein Trio. Dort stellte der *dīnabandhu* die Ethik des *mahātman* nach dessen Äußerungen in verdienstvoller Weise übersichtlich zusammen. Hier hat er G.s eigene Lebensschilderung und seine Geschichte des Satyāgraha in Südafrika, im ganzen drei Bände, zu zwei anderen Bänden umgearbeitet, die beiläufig anderthalbmal so viel kosten wie jene. Bei aller Anerkennung seiner Geschicklichkeit ist nicht ganz einzusehen, daß diese sympathische Bemühung nötig war. Wir haben etwas hübsch Abgerundetes erhalten, wissen aber auch, daß die Bücher so nicht aus G.s Feder geflossen sind, wenn er auch die Arbeit nachträglich gebilligt hat. Er selbst schrieb bekanntlich in Gujarati „auf Fortsetzung" für seine Zeitschriften, z. T. aus dem Gefängnis. Wenn dabei seine in kurzen Abschnitten laufende Schilderung bald das Religiöse, bald das Moralische, bald das Diätetische, bald das Geschichtlich-Politische hervortreten läßt, so macht gerade diese Farbigkeit auf einheitlichem Grunde einen großen Reiz der Bücher aus. Verschwunden ist in Andrews' Bearbeitung ebenso wie der höchst bezeichnende Titel „The Story of my Experiments with Truth" auch die herrliche, hieran anknüpfende Einleitung und infolge eines grundsätzlichen Entschlusses auch alles, worin Gandhi sich über seine gesundheitliche Praxis ausspricht, an der sich viele nachdenkliche Europäer, welche die „Experiments" nicht zur Hand nehmen, gefreut haben würden.

3. Aus den genannten Büchern ist uns Gandhis intimer Freund Henry Polak wohlbekannt. Er und seine Frau gehören in die Zeit der Entstehung und Durchführung des Satyāgraha in Südafrika als Mitkämpfer hinein. Die Verbindung mit Gandhi, von der uns Frau P. erzählt, knüpfte sich 1905, und die Erinnerungen reichen bis in die erste Zeit nach dem Kriege. Wir haben eine ungekünstelte und lebendige Schilderung, die natürlich in den sehr charakteristischen und vielseitigen Diskussionen gipfelt. Frau P., die aus ihnen oft keineswegs als zweite Siegerin hervorgeht, beansprucht für den

Wortlaut im allgemeinen keine urkundliche Geltung, doch sollen die bezeichnenden Stellen in jedem Gespräch genau so, wie sie sie wiedergibt, von G. gesprochen worden sein. Dann müssen „some notebook jottings of events", auf denen sie fußt, von der Treue der Eckermannschen sein. Jedenfalls aber sind sie, ganz wie jene, im Geiste der dargestellten großen Persönlichkeit.

4. Das Buch enthält außer dem, was die drei Titel — eine bibliographische Merkwürdigkeit — angeben, anhangsweise zehn (in Tageszeitungen schon gedruckte) Aufsätze mit Zustands- und Reisebildern aus Indien, und mitten im Hauptteil stehen zwölf andere. Die Verfasserin hätte wohl besser getan, ihr Buch nicht mit solchen Aufsätzen zu belasten, die sich vom Gegenstand gar zu weit entfernen, wenn ihnen auch Wirklichkeitstreue und Anschaulichkeit nicht abzusprechen ist. Auch die sonstigen Abschnitte fallen nach verschiedenen Richtungen auseinander. Zwischen der biographischen Einführung über Gandhi, die gegenüber den authentischen Berichten, die wir haben, nur teilweise befriedigt, und dem politischen Kapitel „Was geht in Wirklichkeit in Indien vor?" stehen die Briefe, die Gandhi aus dem Gefängnis an seine Satyāgrahis geschrieben hat. Ein jeder von ihnen — wir sähen sie gern in voller Ausführlichkeit — behandelt ein Thema aus der Sittenlehre des Mahatma. Hier (S. 55—92) ist der zweifellos wertvolle Kern des Buches. Nächstdem wird der Geschichtsschreiber Indiens in dem erwähnten Kapitel an der Wiedergabe von Aufsätzen und Dokumenten Gandhis und seiner Vertreter in „Young India" und anderen Quellen aus den Jahren 1930—31 eine Hilfe haben. Frau Standenath hatte nach einem aus Gesinnungsverwandtschaft entstandenen Briefwechsel von Gandhi die Einladung erhalten, mit ihrem Manne einige Zeit in seinem Ashram zu verbringen. Sie hat dies unverwischbare Erlebnis zu gestalten versucht, wobei sie einige hübsche Züge zum Bilde des einzigartigen Menschen beiträgt. In Kauf nehmen müssen wir verschiedene Naivitäten und die einer Sanskritbeflissenen (S. 154) nicht angemessene Unsicherheit im Gebrauch indischer Wörter und Namen.

Otto, Rudolf: **Rabindranath Tagore's Bekenntnis.** Dem Dichter zum 70. Geburtstage gewidmet. Tübingen: J. C. B. Mohr 1931. (64 S.) 8°. RM 3 —. Bespr. von Reinhard Wagner, Berlin.

Ottos Büchlein dürfte wohl eine der gemäßesten Gaben sein, die R. T. zu seinem siebzigsten Geburtstag gereicht worden ist. In deutscher Gestalt wird dem Dichter und Lehrer Eigenstes zurückgegeben und der Schar seiner Verehrer eindrucksvoll dargebracht.

Das „Bekenntnis" ist der Vortrag, den R. T. 1930 in der Marburger Universität gehalten und den O. aus dem Englischen übertragen hat. Darin entdeckt uns der Dichter sein religiöses Werden und seinen Glauben und gibt Zeugnisse tiefen persönlichen Erlebens. Mit dem wundersamen, der Jīvan devatā geweihten Lied wird eins der wertvollsten Gedichte Rabindranaths geboten.

Ottos Nachwort deutet das „Bekenntnis" und erkennt als seine Grundlage die Īśā-Upanischad an, die ja auch R. T. selber ausgelegt hat. Daran schließt sich ein Hinweis auf Rāmānuja. Alsdann gibt O. eine Einführung in die folgende, von ihm übersetzte, gegliederte und erläuterte Īśā-Upanischad. Dabei wird die Verwandtschaft der Gedanken dieser U. mit denen der Bhagavadgītā und des Mahāyāna betont. Die Lehre der U. wird als ein „Laienvedānta" bezeichnet.

O. bietet dann eine von ihm selbst in Indien miterlebte Andacht, der eine feinsinnige Schilderung, Charakterisierung und Deutung des Schauplatzes und der Vorgänge vorangeht. Die Worte und Handlungen des Gottesdienstes erklärt uns O. durch kurze, eingefügte Bemerkungen.

Der Schluß des Bändchens bringt philologische Anmerkungen zu einzelnen Stellen der Īśā-Upanischad.

Ottos Sprache hat die verhaltene Kraft der Stille und des tiefen Erlebnisses, und auch das erweist ihn als rechten Jünger des Meisters.

Ostasien.

Boerschmann, Prof. Ernst: **Die Baukunst und religiöse Kultur der Chinesen.** Einzeldarstellungen auf Grund eigener Aufnahmen während dreijähriger Reisen in China. Bd. III: Pagoden. 1. Teil. Berlin W. de Gruyter & Co. 1931. (XV, 428 S., 514 Abb. im Text, 10 Taf.) 4°. RM 80 —. Bespr. von F. Oelmann, Bonn.

Von den verschiedenen Seiten der materiellen Kultur ist neben der Tracht die augenfälligste die Baukunst, und namentlich soweit sie religiösen Zwecken dient, kann sie darüber hinaus beanspruchen, als höchst bezeichnender Ausdruck der geistigen Kultur gewertet und studiert zu werden. Mit der Erfüllung dieses Anspruchs ist für die orientalischen Kulturen kaum erst begonnen worden; jedenfalls befinden sich die einschlägigen Studien in der Hauptsache noch im Stadium der Stoffsammlung, die, wie überall, die Grundlage aller weiteren Arbeit bilden muß. Die Sinologie als Wissenschaft von der chinesischen Sprache nicht nur, sondern von der chinesischen Kultur in ihrer Gesamtheit, hat das große Glück gehabt, in Ernst Boerschmann einen Mann zu finden, der sich der oben bezeichneten Aufgabe seit über 25 Jahren, von Reich und Staat großzügig unterstützt, mit dem Einsatz seiner ganzen Kraft und Leidenschaft gewidmet hat. Als Ergebnis seiner Studien konnte er im Jahre 1911 als ersten Band eines großangelegten Sammelwerkes über „Die Baukunst und religiöse Kultur der Chinesen" eine Monographie der buddhistischen Klöster auf dem Putoschan vorlegen, und schon 1914 folgte als willkommene Ergänzung ein zweiter Band, in dem eine Anzahl größerer Gedächtnistempel als Denkmäler der altchinesischen Kultur vorbuddhistischer Prägung vorgelegt wurden. Als Fortsetzung hatte der Verfasser schon damals eine monographische Behandlung der Pagoden geplant, deren Erscheinen zunächst durch den Krieg und seine Nachwirkungen lange verzögert wurde, nun aber doch endlich ermöglicht worden ist. Die Verzögerung ist dem Werke selber sicherlich nur von Vorteil gewesen, denn der Stoff konnte so dank weitgehender Ergänzung durch neue Aufnahmen und Veröffentlichungen in weit größerer Fülle vor-

gelegt werden, als das vorher möglich gewesen wäre. Dieses Anwachsen des Stoffes ist auch der Grund, weshalb die Veröffentlichung in zwei Hälften geteilt werden mußte. Nur der erste Teil liegt bisher vor, doch soll auch der zweite noch im Herbst dieses Jahres erscheinen.

Der vorliegende Band enthält als Einleitung eine Begriffsbestimmung der chinesischen Pagode und eine durch vortreffliche Abbildungen unterstützte Schilderung der ganz charakteristischen Rolle, die diese Denkmalform in der chinesischen Landschaft spielt. Es folgt dann die Vorlage des gesammelten Stoffes, der nicht weniger als rund 550 einzelne Pagoden oder Pagodengruppen umfaßt und noch einen großen Teil des folgenden Bandes beanspruchen wird. Er ist wie folgt gegliedert. Zunächst werden die „Großen Pagoden" vorgeführt und als Hauptformen unterschieden: 1. Stufenpagoden, 2. quadratische Tienning-Pagoden, 3. Ringpagoden, 4. Stockwerkpagoden, 5. Galeriepagoden, 6. Glasurpagoden, 7. Werksteinpagoden, 8. Pagoden in Gruppen. Den Abschluß des Bandes bilden „Nebenformen der Pagoden". Es werden unterschieden: 1. Eisen- und Bronze-Pagoden, 2. Grabpagoden, 3. Weihrauchpagoden, d. h. Weihrauchbehälter in Pagodenform und 4. Innenpagoden, d. h. solche, die nicht im Freien stehen, sondern sich in einem Innenraum befinden bzw. mit einem Gehäuse umgeben sind. Im zweiten Teile sollen noch folgen: 1. die Tienningpagoden, 2. die Lamapagoden, 3. die mehrtürmigen Pagoden.

Die Gliederung des in seiner Fülle schwer übersehbaren Stoffes war gewiß schwierig. Nach des Verfassers Absicht sollten dafür weder topographische noch chronologische Gesichtspunkte maßgebend sein, sondern in erster Linie die Form. Das ist gewiß für die architekturgeschichtliche Betrachtung der fruchtbarste Gesichtspunkt, und umsomehr nimmt es Wunder, daß er in dem vorliegenden Bande doch reichlich oft außer Acht gelassen ist zugunsten anderer Gesichtspunkte wie namentlich des Zweckes und der Technik. So entbehrt die Gliederung des Stoffes bis zum gewissen Grade der logischen Folgerichtigkeit (was entsprechend von der Terminologie gilt), und es muß abgewartet werden, wie sich das in der historischen Auswertung fühlbar machen wird, die den Abschluß des zweiten Teiles bilden soll. Einstweilen ist über die Art der Materialvorlage im Einzelnen nur Rühmendes zu sagen. Sie schließt sich den beiden Vorkriegsbänden des Gesamtwerkes nach Möglichkeit an, nur treten hier die geometrischen Aufnahmen des Verfassers, die den Grundstock bilden, stärker zurück hinter den photographischen, was in äußeren Schwierigkeiten und der ganzen Geschichte des Werkes begründet ist. Besonders zu begrüßen ist die sehr geschickte Darbietung des Abbildungsmaterials sowohl in der Art der Anordnung wie in der Einhaltung eines gleichmäßigen Maßstabes. Nicht urteilen kann ich, da der chinesischen Sprache unkundig, über die philologische Seite des Werkes, doch ist wohl anzunehmen, daß durch die Zuziehung von chinesischen Gelehrten solchen Bemängelungen, wie sie seinerzeit de Groot gegenüber den früheren Bänden geäußert hat, nunmehr der Boden entzogen ist.

Jedenfalls kann schon jetzt kein Zweifel sein, daß die deutsche Wissenschaft wiederum um ein Standard work bereichert ist, das für die Sinologie wohl ebenso unentbehrlich sein wird wie für die allgemeine Architekturgeschichte.

Schilling, Dorotheus, O. F. M.: **Das Schulwesen der Jesuiten in Japan** (1551—1614). Teildruck. Münster i. W.: Regensbergsche Buchdruckerei [Verlbh.] 1931. (XVIII, 87 S., 2 Karten.) gr. 8°. RM 6 —. Bespr. von G. Schurhammer, Rom.

Durch siebenjährigen Aufenthalt in Japan mit dessen Sprache, Kultur und Geschichte bekannt, gibt uns der Verfasser dieser trefflichen Einzelstudie nach eingehenden Archivstudien in Portugal und Spanien und unter Heranziehung auch japanischer Arbeiten ein überall quellenmäßig belegtes Mosaikbild: Das Schulwesen der Jesuiten in Japan im allgemeinen (Ratio Studiorum, Organisation, Leitung, Finanzierung), Die Elementarschulen, Das Ärztliche Institut in Ōita (Stand der medizinischen Forschung in Japan im 16. Jahrh., Luis de Almeida, Das Medizinstudium in Ōita, Fortbestand der „Südbarbarenschule" unter Ch. Ferreira und dessen Schülern), und Die Katechisten- und Dolmetscherschule in Ōita. Die klar und übersichtlich geschriebene Inauguraldissertation gibt wertvolles Material, hauptsächlich den Kopien der Sammlung „Jesuitas na Asia" (Makao Archiv) in der Ajudabibliothek, Lissabon und den Cartas de Japão (Evora 1598) entnommen, und ist nur ein Teildruck (4 Kapitel) eines größeren Werkes, das in den folgenden Kapiteln 6—11 die Christenlehrschulen, Valignanis Schulreform, die Seminare, Gewerbeschulen und Kollegien behandeln wird. S. 60 kann Schilling die erfreuliche Mitteilung machen, daß er März 1931 in Toulouse im Besitz des Herrn Paul Sarda das Ms. von Teil III (1583—93) der „Historia do Japam" (so nennt der Autor sein Werk) des P. Luis Frois entdeckte, deren Teil I wir deutsch 1926 veröffentlichten. Teil II, d. h. die Jahre 1578—82 dieses für die politische und religiöse Geschichte Japans so außergewöhnlich wertvollen Werkes fand der Pater nachträglich im Archivo Historico Colonial zu Lissabon.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( )

Festschrift zum sechzigsten Geburtstage des Prof. Dr. Jaroslav Bidlo (Prag 1928).

482—98 Jan Rypka, Aus der Korrespondenz der Hohen Pforte mit Bogdan Chmelnicki. (Auf Grund des gehaltreichen *Cod. turc. 29 ⟨orient. 156⟩* der Göttinger Bibliothek liefert Jan Rypka eine gründliche Untersuchung über ein dort enthaltenes türkisches Schreiben an den Kosakenhetman Bogdan Chmelnicki vom 12. Ša'bân 1060 = 10. VIII. 1650. Rypkas Bemühung geht vor allem dahin, über etwaige zwischen Chm. und der Hohen Pforte vom Anfang August 1650 bis März 1651 gewechselte Gesandtschaften Klarheit zu schaffen. Die Schwierigkeiten ergeben sich für Rypka in der Hauptsache aus den Daten der erreichbaren Urkunden, die vorverlegt, also ein weiterer Beleg für eine Erscheinung sind, auf die Ref. seinerzeit hingewiesen hat. Nun besitzt die Preußische Staatsbibliothek zu Berlin eine prachtvolle mechanische Wiedergabe eines 14 Zeilen langen großherrlichen Sendschreibens an Bogdan Chmelnicki vom ersten Zehntel des Rebî' I 1061 = Ende Febr. 1651 und zwar in Naturgröße. Die Herkunft des Stückes ist durch die Bemühungen W. Gottschalk's geklärt worden: es bildet eine Beilage zum 3. Bande der *Pamjatniki izdannye Vremmennoju kom-*

misi eju dlja razbora voennom, Podol'skom i Volynskom General-gubernatorě (Kiev 1852), woselbst auf S. 436 ff. die französische und polnische Übersetzung des Schreibens veröffentlicht ist. Ebenda S. XX findet sich die Angabe, daß dieser Steindruck unter der Aufsicht Jos. v. Hammer-Purgstall's zu Wien hergestellt worden ist. Die Urschrift befindet sich warscheinlich im Moskauer Archiv der auswärtigen Angelegenheiten. Die Tughra, die gewiß auf dem Urstück schwarz erscheint, ist golden ausgeführt, im übrigen ist die Wiedergabe meisterhaft. J. Rypka wird sich gewiß dazu entschließen, sie zu bearbeiten. Auf jeden Fall ist dieses sultanische Schreiben für unsere Kenntnis der Beziehungen eines Kosakenhetmans mit der Hohen Pforte von entscheidender Bedeutung. Eine Urkunde, die den Hetman Georg Chmelnicki den Jüngeren betrifft, enthält des Ref. Buch *Das Archiv des Bosniaken Osman Pascha* (Berlin 1931) auf Seite 47 als Nr. XLIII.) Fr. Babinger.

Hebrew Union College Annual, Vol. 7 1930 (Cincinnati):

1—18 Buttenwieser (Cincinnati), The date and character of Ezekiel's prophecies (die Einheitlichkeit des überlieferten Buches liegt in dem Verhältnis von Kap. 1ff. zu Kap. 40ff., jene eine Art Einleitung zu diesen als dem chief object; sie liegt ferner in dem nicht zu übersehenden Unterschied Ez.'s zu den großen Profetengestalten der Vergangenheit hinsichtlich der Art des Empfanges der Offenbarung und der Realität derselben: Ez. stellt sich zu den Apokalyptikern, bei ihm handelt es sich um merely an imaginary prophecy. Das sind Fragen, die doch wohl einer näheren Begründung bedürfen, um sofort einleuchtend zu werden). — 19—258 Morgenstern (Cincinnati), The book of the covenant, Part II (Zum 1. Teil vgl. OLZ 1931 Sp. 595. In eindringender Analyse des überlieferten Corpus Ex. 21, 1ff. versucht der gelehrte Vf. eine Geschichte des Bundesbuches zu geben durch Aufdeckung der Geschichte der sakralen und profanen Rechtsordnungen, von denen uns hier Reste erhalten sind. Der 2. Aufsatz hat es in der Hauptsache mit der Schicht der *mišpaṭim* Ex. 21, 2ff. zu tun. Das Ergebnis der mit erstaunlicher Gelehrsamkeit und Kombinationskraft geführten Untersuchung ist, daß der Grundstock dieser Schicht aus dem nordhebräischen Gesetzbuch stammt, dessen Entstehung etwa der Zeit Ahabs zuzuweisen ist; die parallelen Rechtsordnungen in Dt. stammen aus dem etwas später anzusetzenden judäischen Gesetzbuch. Die Untersuchung soll in 2 weiteren Artikeln abgeschlossen werden, in denen die Analyse auf die anderen Schichten des Bundesbuches ausgedehnt werden soll, die *ḥuqqim* und *miṣwoth*. Bei aller Achtung vor dem wissenschaftlichen Scharfblick des Vf.s, dem es gelingt, wertvolle neue Erkenntnisse aus der Debatte mit der neueren Literatur über Ex. 21ff. zu erheben, muß doch gesagt werden, daß er es dem Mitarbeiter schwer macht, seinen komplizierten Gedankengängen zustimmend zu folgen). — 259—83 Sh. H. Blank (Cincinnati), The LXX Renderings of Old Testament terms for law (behandelt ein wichtiges terminologisches Thema, die Frage der hellenistischen Äquivalente für *miṣwa*, *tora ḥoq* (*ḥuqqa*), *mišpaṭ*, *'eduth* (*'eda*) in den Schichten von LXX). — 285—315 Reider (Philadelphia), The present state of textual criticisme of the Old Testament (Die „Methode" der Textkritik, die unter den Alttestamentlern zur Herrschaft gekommen ist, hätte schon längst einer solchen scharfen Kritik bedurft, wie sie Vf. an einer Reihe neuerer Arbeiten zur at. Literatur übt. Das Vorurteil gegen den MT zugunsten der Septuaginta, die Sorglosigkeit bei deren Verwendung zu textlichen Heilungsversuchen, die Überschätzung des eigenen kritischen Ingeniums zur Lösung textlicher Anstöße in MT, und nicht am wenigsten sog. „metrische" Theorien haben der wissenschaftlichen Arbeit am Bibeltext, auf das Ganze gesehen, mehr geschadet als genutzt. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn R. von unbridled speculations and wild emendations spricht. Er sollte freilich nicht bloß B. Duhm als den hinstellen, der den Mangel an philologischer Besonnenheit gegenüber dem MT vor allem verschuldet hat). — 317—97 Nemoy (New Haven), Al-Qirqisāni's account of the Jewish sects and christianity (eine mit Noten versehene Übersetzung der Teile von Qirqisani's Kitāb Al-Anwār wal-Marākib, die s. Z. Harkavy (1894) und Hirschfeld (1892) veröffentlicht haben, nämlich die Ausführungen über die jüdischen Häresien und über Jesus u. das Christentum. Es ist sehr zu begrüßen, daß Vf. für die Yale Oriental Series eine Übersetzung des ganzen Werkes vorbereitet). — 399—437 Englaender (Cincinnati), Raschi's view of the weak ע״ע and נ״ם = roots (Ergebnis: the chief service that R. rendered by his grammatical and lexicographical comments lies in his having transmitted the results achieved by others and not in making distinctive contributions of his own). — 439—56 Ginsburger (Straßburg), L'exégèse biblique des Juifs d'Allemagne au moyen age (behandelt den Kommentator, der in der 3. Kolonne der Karlsruher Handschrift Reuchlin VIII (Landauer Katalog S. 13f.) zu den Glossen exegetische Bemerkungen gemacht hat; er ist von Raschi und den spanischen Lexikographen abhängig und gehört in das 14. Jahrhundert, vgl. die Notizen des Ref. zu diesem Glossar in Staerk u. Leitzmann, Die Jüdisch-Deutschen Bibelübersetzungen (1923) S. 35ff.; auch L. verweist das Werk ins 13./14. Jhrh. und in alamannisches Sprachgebiet). — 457—95 Bettan (Cincinnati), The Sermons of Azariah Figo. — 497—536 Bernstein (New York), The Letters of R. Mahalalel Hallelujah of Ancona. A chapter of the cultural history of Italian Jewery in the 17' th cent. (die Texte sind abgedruckt, voran steht ein Gedicht auf Sabb. Zewi und Nathan Ghazati). — 537—77 Marcus (Cincinnati), The Love Letters of Bendet Schottlaender (1763—1846, Leiter der bekannten Schule in Seesen). W. Staerk.

Insel-Almanach 1932:

1—8 Hans Heinrich Schaeder, Betrachtungen zum West-östlichen Divan („. . . Die Orientkunde . . . vermag die orientalische Welt wohl als das widerspruchsvolle Nach- und Ineinander von sich gegenseitig durchkreuzenden, einander tötlichen Kräften zu zergliedern, aber sie vermag nicht, sie als sinnvolle geistige Einheit faßbar zu machen. . . . Ihr wird der Orient zu einem einzigen warnenden Beispiel für die abendländische Menschheit. Da sucht sie nach einem höheren und menschlicheren Standpunkte der Betrachtung und findet ihn bei Goethe"). Wr.

Journal of the Andhra Historical Research Society 6 1931/32:

1 1—3 Ourselves. — 4—7 C. Narayana Rao, A Study of the Telugu Roots (11—38). — 8—14 G. Ramadas, The Kechala Copper-Plate Grant of Krishnadeva. — 15—16 Lakshminarayan Harichandan Jagader, Inscription on the Nilachakra, in the Jaganath Temple of Atagada. — 17—24 R. Subba Rao, The Pulomburu Plates of Vishnukundin Madhavavarma. — 25—36 M. Rama Rao, Political History of the Kakatiyas. II. Rudra. 1158—1195 A. D. Mahadeva. 1195—1198 A. D. Chapter III. Ganapati 1198—1201 A. D. — 37—40 A. S. Thyagaraju, „K'lings" — the Origin of the Word — 41—8 L. V. Ramaswami Aiyar, Dravidic Word-Studies. 1. Dravidic *'Fish'*, *'Star'* and *'Sky'*. — 49—50 A. Subbaraya Chetty, New Light on Tippu-

Sultan. — 51—2 Lakshminarayan Harichandan Jagader, The Pátteswara Inscription. — 53—4 Gopinath Harichandan Jagadeb, A New Copper-Plate Grant of Umavarma. — 55—6 K. Venkatappayya, Education in Ancient India. IV. Education in the Buddhist Period. — 57—62 E. Subba Rao, The History of the Eastern Gañgas of Kaliñga. Chapter II. Kaliñganagara.

2 65—8 N. Kameswara Rao, Our Patrons. — 69—86 R. Subra Rao, The History of the Eastern Gañgas of Kalinga. Chapter III. The Early Kings. — 87—120 Lanka Sundaram, The Revenue Administration of the Northern Sarkars (1759—1786). Chapter I. Acquisition of the Northern Sarkars. — 121—6 M. Rama Rao, New Light on the Kakatiyas. E. P. B.

The Journal of the Bihar and Orissa Research Society 17 1931:

1 1—24 Binayak Misra, Narasinghpur Charter of Uddyotakeśarī Mahābhavagupta IV. (Sanskrittext, Übersetzung u. Erörterung nebst 5 Tafeln. Orissa, 11. Jahrh.). — 25—100 Tarapada Chowdhury, On the interpretation of some doubtful words in the Atharva-Veda (mit Wort- u. Stellenindex). — 101—3 Hiranand Sastri, Were Rāgamālās painted by the artists of Kāṅgrā? (mit 3 Tafeln). — 104—18 Binayak Misra, Copper plate grant of Neṭṭabhañja (Sanskrittext, Übers. u. Erörterung nebst 9 Tafeln. Datum 704/5 n. Chr.). — 119—35 Sudhakar Patnaik, Śobhaneśwar inscription of Śrī Vaidyanāth (Text, Übers., Erörterung nebst 2 Tafeln). — 136—48 Paramatma Śaran, Sher Shah's revenue system. — 149—61 Mathuralal Sharma, Magical beliefs and superstitions in Buddhism.

2—3 175—88 G. Ramadas, Mandasa plates of Anantavarmadeva, śaka 913 (4 Tafeln). — 189—95 Sarat Chandra Mitra, Studies in the folk-lore of North Bihar: 1. The indigent brahman and the helpful birds. 2. The magic fiddle that blabbed out the rājā's secret. — 196—7 Narayana Tripathi, Jayapura copper plate grant of Dhruvānanda (Druckfehlerverbesserung zu vol. XVI p. 457—72). — 198—201 J. C. De, A few observations on the Hindol plate of Śubhākaradeva (zu der Edition 1930 S. 69fg.). — 202—15 Sarat Chandra Mitra, A note on a recent instance of human sacrifice from the district of Sambalpur in Orissa, on the fetish-worship in the Jalpaiguri district in Northern Bengal, on the worship of the river Tista by the Nepalese in the same district, on the Nepalese belief about a particular individual's being permanently obsessed by a deity. — 216—25 L. V. Ramaswami Aiyar, Dravidic names for „palms". — 227—308 Umesa Misra, Edition of Halāyudha's Mīmāṃsā-śāstra-sarvasva (Anfang bis 2, 2, 3).

4 335—8 Jivanji Jamshedji Modi, Śakastān, the country of the Śakas. Its possession by the ancient Persians. — 339—57 Jadunath Sarkar, A contemporary picture of the Mughal court in 1743 A. D. — 358—94 Sarat Chandra Roy, The effects on the aborigines of Chōṭā-Nāgpur of their contact with western civilisation. — 395—97 Sarat Chandra Mitra, Further notes on the Kolarian belief about the neolithic celts. — 398—400 K. P. Jayaswal, Purāṇa coin and the Mānava-Dharma-Śāstra; Kumārāmātya; An exact date in the reign of Aśoka. — 401—2 S. Pathnaik, Additional notes on the Śobhaneśwar inscription of Śrī Vaidyanātha. — 403—9 R. Ch. Panda, Note on an Oriya copper plate inscription of Ramachandra Deo, śaka 1728. — 410—1 A. Banerji-Sastri, Two Brahmi seals from Buxar (mit Tafel). — 413—60 Fortsetzung des Mīmāṃsā-śāstra-sarvasva (vgl. oben S. 308) bis 2, 4, 1. O. S.

The Journal of the Burma Research Society 21 1931:

2 33—43 J. C. Brown, Relics of the stone age in Burma. — 45—51 H. Lack, Palaeolithic Man in Burma. — 52—6 R. B. Smart, Burmese Birth Customs. — 57 J. S. F., Two Nats of Nyaunghla.

3 59—133 D. G. E. Hall, The Tragedy of Negrais.

22 1932:

1 1—18 Pe Maung Tin, Burmese Equivalents of the Names of Animals in the Rangoon Zoo. — 19—20 T. O. Morris, A Palaeolith from Upper Burma. — 21—2 H. I. Marshall, The use of the Bronze Drum in Siam. — 23—34 B. R. Pearn, Three Shan Legends. — 35—8 U Tha Kin, Transliteration of foreign Names and words into Burmese. — 39 U Tin, A Note on Olde Prome (Burmese).

2 47—67 S. C. Sarkar, The Negrais Settlement and after. — 68—89 D. G. E. Hall, Phayre's Private Journal of his Mission to Ava in 1855. — 90 G. H. Luce, Names of the Pyu. — 91—3 Lu Pe Win, Note on the Authorship of Tasenhayathi Luda. — 95—8 Ma Mya Mu, The Kalasā Pot (Burmese and English). — 98—102 Ma Mya Than, Some of the Earlier Kings of Pagan Dynasty. — 102—3 J. N. L., Bargaining by Touch. E. P. B.

The Journal of Egyptian Archaeology 17 1931:

3. 4 165 H. R. Hall, A Portrait of Smenkhkerē' (?) and other 'Amarnah Fragments in the British Museum (m. Taf. Bildhauerskizze eines Königs a. d. Familie des Echnaton, aber sicher nicht er selbst, wahrscheinlich auch nicht Tutanchamun; Skizze einer Mutter, ihr Kind liebkosend; sich verneigender Diener, Gruppe von 5 Blinden, beides aus Gräbern. — 166—78 R. W. Sloley, Primitive Methods of Measuring Time, with special Reference to Egypt (m. 7 Taf. u. 19 Abb. Abschnitte: Measurement of Time. Units. The Development of the Time Idea. Time by Observation of Shadow Lengths. Time by Shadow Direction. Water Clocks). — 179—84 F. Ll. Griffith, Excavations at Tell el-'Amarnah, 1923—4. A. Statuary (m. 5 Taf. Einzelfunde: kopflose Statuetten des Königs u. der Königin; zahlreiche kleine Fragmente, darunter unvollendete Statuette eines Sklaven mit einer Last auf Kopf und Nacken, Statuenbasis mit Inschr., in der der Name der Nofretete ausgetilgt ist, ebenso das *p* und die Filiationsangabe beim Namen der Prinzessin 'nḫ.ś-n-p'-Iṭn, die wohl zusammen mit ihren Eltern in der Gruppe dargestellt war). — 185—95 G. A. Wainwright, The Emblem of Min (m. 7 Abb. Donnerkeil, Min hat den Charakter des Zeus, der in Seleucia Pieria z. B. in den beiden Formen als Zeus Keraunios mit dem Donnerkeil und Zeus Karios mit den meteoritischen Omphalos, dieser das ursprüngliche Semitische, verehrt wurde. Beides, Omphalos-Meteorit und Donnerkeil, wurden miteinander verschmolzen. Auch der Omphalos-Meteorit eignet dem Min von seiner Eigenschaft als K'-mwt.f her, die er mit Amun und Horus v. Letopolis teilt. Auch die Doppelaxt gehört in den Zusammenhang. Der Donnerkeil des Min könnte seine Form von den in Ägypten häufigen Lithodomen haben). — 196—208 Grace M. Crowfoot und D. B. Harden, Early Byzantine and later Glass Lamps (m. 3 Taf.). — 209—10 Dows Dunham, A Fragment from the Mummy Wrappings of Tuthmosis III (m. 6 Taf. in Boston; der Rest in Kairo. Totenbuchstücke, in ihrer Eigenart von Erman schon 1885 erkannt). — 211—20 John A. Wilson, Ceremonial Games of the New Kingdom (m. 2 Taf. Zusammenstellung der Kampfspielscenen des NR, Übersetzung der Beischriften, Erklärung der Szenen von sportkundiger Seite). — 221—2 T. J. Colin Baly, A Note on the Origin of Osiris (möglicherweise „the Ladanum-

bearing Cistus"). — 223—32 O. H. Myers und H. W. Fairman, Excavations at Armant 1929—31 (m. 29 Taf. Beschreibung der Nekropolen beim Bucheum und d. Baqaria, die in einem Bande beschrieben werden sollen. Gräber aus allen Zeiten, viele Einzelfunde). — 233—44 J. D. S. Pendlebury, Preliminary Report of Excavations at Tell el-'Amarnah 1930—1 (m. 11 Taf. Ausgrabung eines großen Anwesens mit Kapelle, Wohnhaus, Laden und Vorratsräumen usw., schöne Einzelfunde, darunter 3 Füße eines Gefäßes in Form eines bärtigen Gesichts gleich den mykenischen Goldmasken. Diese und andre Funde deuten darauf, daß das Haus einem mykenischen Händler gehört haben könnte. Andre Funde erweisen die Gleichzeitigkeit ihrer myken. Entstehungsperiode. Viele Einzelfunde: Kalksteinköpfchen einer Prinzessin, silbernes Figürchen eines hethit. Gottes, glasierter Ziegel, Klosettsitz aus feinem Kalkstein. — Freilegung des Hauses des Ḥ'tj'j, dessen Grab in Theben bekannt ist, und anderer ohne wesentliche Neuigkeiten. In der Nordstadt dagegen wurde eine ungewöhnlich schöne Hausanlage aufgedeckt mit der einzigen aus Stein aufgeführten Kapelle, vielleicht der Amtssitz des Hohenpriesters in dem nördlichen Stadtteil. — Beginn der Ausgrabung der Umfassungsmauer, dabei vielleicht Entdeckung des im Grabe des M'j dargestellten Palastes mit der Front zum Wasser und einer Toröffnung, die mit bemalten Stuckplatten angefüllt ist. — Vf. macht darauf aufmerksam, daß in der Nordstadt der Name Echnatons selten vorkomme, mehrfach ausgetilgt sei, während der Name der Königin sowie des Paares Tutanchaton und die 'nḫ.ś-n-p'-Iṯn häufiger erscheint. In der Südstadt dagegen ist die Königin zugunsten der Mrj.t-Iṯn und ihres Gatten Śmnḫ-K'-R' verbannt. — In einem Zusatz macht Seton Lloyd auf ein kleines Gewölbe in einem Hause aufmerksam, das wie assyrische Gewölbe hergestellt ist). — 245—7 Alan H. Gardiner, Additions to the Hieroglyphic Fount. — 248—53 De Lacy O'Leary, Bibliography: Christian Egypt (1930/1). — 254—7 Notes and News. — 258—69 Notices of recent Publications (*Dawson, Memoir of Th. Jos. Pettigrew (Griffith); *Peet, The Great Tomb-Robberies of the 20th Egypt. Dyn. (Griffith); *Thompson, The Epic of Gilgamish (Driver); *Pendlebury, Aegyptiaca (Wainwright); *Clarke-Engelbach, Ancient Egypt. Masonry (Glanville); *Edgar, Zenon Papyri in the Univ. of Michigan Coll. (Hunt); *Johnson — van Hoesen, Papyri in the Princetown Univ. Coll. (Hunt); *Wolf, Das schöne Fest von Opet (Peet); *Junker, Giza I (Peet); *Mercer, Etudes sur les origines de la réligion de l'Egypte (Baly); *Boak-Peterson, Karanis (Edgar); *Sanders, Two fragmentary Birth-Certificates from the Michigan Coll. und Some Papyrus Fragments from the Michigan Coll. (Bell).

18 1932:

1. 2 1—2 Alan W. Shorter, A Magical Ivory (m. Taf. gekrümmter Stab m. den üblichen magischen Figuren und kurzem Text, MR.). — 3—15 G. A. Wainwright, Iron in Egypt (m. Taf. das älteste verwendete Eisen stammte aus Meteoriten, diese galten als Donnerkeile, dem Eisen wurde demgemäß eine besondere Kraft beigelegt. In Ägypten waren Achmim und Letopolis Städte des Donnerkeils, der Hohepriester von Letopolis mit dem Titel wn r' „Öffner des Mundes" handhabte bei der ebenso genannten Zeremonie am Toten anstelle eines älteren Feuersteininstrumentes einen eisernen Meißel ⌐‾‾, der sich am Himmel im Sternbild wiederfindet, das wir den großen Bären nennen und das auch als Stiervorderbein aufgefaßt in kleinen eisernen Nachbildungen magisch verwendet wird. — Der Name des Eisens bj' kommt von seinem unbekannten Ursprung her, seine Gleichsetzung mit dem Donnerkeil hat die vielen Bedeutungen zur Folge, die bj' im Äg. besitzt. Auch der Umstand, daß die Waffen des Horus und des Seth aus bj' waren, erklärt sich aus der meteoritischen Natur, dem Donnerkeil. Plutarchs Mitteilung, daß die Ägypter das Eisen „Knochen des Seth" nannten, wird mit den Funden in Qau von versteinerten Nilpferdknochen und ganzen Gerippen zusammengebracht, die metallisch glänzten. Eiserne Gegenstände sind in Äg. immer nur vereinzelt gefunden worden, der Ausdruck bj'-n-p.t erscheint erst seit Anf. 19. Dyn.). — 16—27 W. L. Westermann, Entertainment in the Villages of Graeco-Roman Egypt (Pap. 441 der Columbia University, Kontrakt über Stellung von Blasmusik für 8 Festtage. Im Anschluß daran Exkurs über The Pleasure Clubs of Common People in Egypt). — 28—32 Sidney Smith, An Egyptian in Babylonia (m. Taf. Fragm. eines Ziegels mit einer kurzen Bauinschrift eines Kurigalzu, wahrscheinlich des dritten (um 1340) und der Zeichnung eines äg. Gottes, (wohl des Amun) und der Sonnenscheibe mit einem sich darüber ringelnden Uraeus, beides nach Ansicht des Vf. von der Hand eines Ägypters, vielleicht eines Gefangenen, der als Ziegler beschäftigt wurde, aus Dor, dem heutigen Badrah). — 33—48 H. Frankfort, On Egyptian Art (Kritische Auseinandersetzung mit Schäfer, Überblick über die Leistungen von Curtius, Evers, Moebius [Form u. Bedeutung d. sitzenden Gestalt i. d. Kunst d. Or. u. d. Griechen], Matz [Frühkret. Siegel]). — 49 Elaine Tankard, The Art of the 'Amarnah Period (besondre Neigung zur gebogenen Linie, die immer die Folge einer übermäßig vorgeschrittenen Technik ist, aber mit der Wahrheit nichts zu tun hat. Wahrheit in dem Porträt des Königs, bei dem mit dem modernen Kopf JEA 16, Taf. III/IV verglichen, Wahrheit beginnt und endigt, „denn des Königs besonderer und ungewöhnlicher Typus ist als Vorbild für seine Untertanen genommen und gibt die Form für seine Zeit an."). — 50—2 Percy E. Newberry, King Ay, the Successor of Tut'ankhamun (nach den nebeneinander in Kartuschen stehenden Namen des Ay und der Witwe des Tutanchamun hat diese sich mit Ay wiederverheiratet und ihm damit den Weg zum Thron gebahnt). — 53—61 S. R. K. Glanville, Scribe's Palettes in the British Museum Part I (m. 6 Taf.). — 62—6 A. Lucas, The Occurrence of Natron in Ancient Egypt (im Wadi Natrun, bei Barnugi und bei Elkab; Sammlung der Nachrichten über diese Stellen). — 67—8 F. G. Gordon, The Keftiu Spell (Zu Wainwrights Deutungen JEA 17, 26; im folgenden werden weitere Namen zweifelnd angenommen). — 69—76 A. E. R. Boak, A Petition for Relief from a Guardianship. P. Mich. Inv. No. 2922. — 77—104 Bibliography: Graeco-Roman Egypt. A. Papyri 1930—1 (Versch. Berichterstatter). — 105—7 Marcus N. Tod, Bibliography: Greek Inscriptions 1929—30. — 108—11 Notes and News. — 112—20 Notices on recent Publications (*Ann. Arch. Anthrop. 17/8 (Warren R. Dawson); *Ernst Zyhlarz, Das meroitische Sprachproblem (F. Ll. Griffith); *Sir E. Denison Ross, The Art of Egypt through the Ages (R. O. Faulkner); *P. Montet, Byblos et l'Egypte (R. O. Faulkner); *A. Kropp, Ausgewählte koptische Zaubertexte (W. E. Crum); *Victor L. Trumper, The Mirror of Egypt in the Old Testament (T. Eric Peet); *Erwin E. Goodenough, The Jurisprudence of the Jewish Courts in Egypt (M. San Nicolò); *Victor Korošec, Hethitische Staatsverträge (T. Eric Peet); *N. de Garis Davies u. a., The Tomb of Ken-Amun at Thebes (T. Eric Peet). Wr.

Mit einer Beilage des Verlags W. de Gruyter & Co., Berlin.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig C 1, Scherlstraße 2. — Druck von August Pries in Leipzig.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr.